C. Spindler's Werke.

Classiker-Ausgabe.

LXXI.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1855.

Bunte Geschichten.

Von

C. Spindler.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1855.

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Das Diamanten=Elixir.

Umrisse aus dem Leben des Magisters Raphael von Reichelsheim.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

In Paris.

1572 — 1575.

Die Tage folgen auf einander, aber sie sind einander nicht ähnlich. — So mußten denn auch die Tage des Mordgräuls von Paris ruhigeren Platz machen, die grellsten Leidenschaften schweigen und das nothdürftige Gleichgewicht im Bürgerleben eintreten. Ermüdet vom Schlachten ruhten die Henker; ihre Opfer schliefen ja, und wer nicht Lust hatte, zu denselben gelegt zu werden, schwieg gern in der Nähe der blutigen Beile. Die Gerechtigkeit, oder vielmehr etwas, das ihr ähnlich sah, feierte einige Triumphe. Die geborgenen Familien vornehmer Schlachtopfer durften heimkehren in ihre verwüsteten und besudelten Häuser; sie durften ihr trauriges Erbe einsammeln — Auch die Gräfin Thiars nahm

wieder von ihrem Eigenthum Besitz, und wohnte wieder in der Straße Bethizy, während Beaufire in einer entlegeneren Gegend der Hauptstadt für Mutter und Tochter ein Haus einrichten ließ, weil die Nachbarschaft der Hauptummelplätze jener blutigen Hochzeit den Frauen auf die Länge unerträglich gewesen wäre; weil endlich Beaufire eifrig wünschte, die Damen von Thiars an Paris zu fesseln, und mit der jungen Euphemia das schönste Bündniß des Lebens einzugehen. Er glaubte das Mädchen verdient zu haben, er betrachtete sich als der Frauen einzige Stütze gegenüber von der Welt, vom Hofe und von einer Schaar habgieriger und raufsüchtiger Verwandten, die ihre Klauen ausstreckten, um der Wittwe und der Waise reiches Erbgut zu schmälern. — Dieses Geschäft eines Vormunds und Beistands rief den Herrn von Beaufire gen Montauban. Bevor er abreiste, sprach er zu Raphael: „Ich halte Dich für meinen guten Freund, und empfehle Deiner Fürsorge die Damen von Thiars. Sey ein Arzt des Leibes und der Seele für die Mutter, mit welcher Du in einer Beziehung zu stehen scheinst, deren eigenthümliches Wesen mir und Euphemien zwar ein Geheimniß ist, weil Ihr beide es nicht bezeichnen und erklären wollt; die wir aber ehren, und eben als ein wichtiges Geheimniß unverletzlich achten. Sey dann auch ein Bruder meiner Euphemia, die ich bald meine Braut zu nennen hoffe. Ihr Bruder" — der Ritter lächelte hier etwas schelmisch — „wird doch nichts gegen den Bräutigam einzuwenden haben?"

Raphael, der, als Beaufire sprach, den Boden betrachtet und den Bart auf- und abgestrichen hatte, entgegnete bescheiden: „Das Geheimniß, von dem Du gesprochen, ist eigentlich nicht das meinige; ja, es ist im Grunde gar keines, sobald der Gräfin gefällig seyn möchte, sich über unsere frühere Bekanntschaft zu erklä-

ren. So lange sie jedoch nicht dieß thut, so lange bin ich verpflichtet, zu schweigen. Das soll mich indessen gar nicht hindern, ihr ein Arzt und Rathgeber, — Euphemien ein Freund zu seyn, hold und redlich, wie... ein Bruder." — Abermals lächelnd schüttelte Beausire Raphaels Hände, küßte ihn, und stieg zu Pferde. Noch von dem Sattel herab flüsterte er dem gelehrten Freund in's Ohr: „Sag' ihr, sie solle nicht spröde seyn, wenn es auf's Jawort ankömmt. Herzlicher war sie zur Zeit der Gefahr, inniger als jetzt; doch weiß ich ja, wie Jungfrauen zu thun pflegen, je näher sie der Hochzeit rücken, und gräme mich nicht deshalb. Eine spröde Hochzeiterin wird die beste Ehefrau, sagt das Volk bei mir zu Lande. Fördere also, was mir frommt, und gehab' Dich wohl, bis auf Wiedersehen."

Beausire ritt von dannen; Raphael blieb. Er theilte seinen Tag in ungleiche Hälften; die größere derselben verlebte er im Hause der Frau von Thiars, oder im Garten von St. Paul, lustwandelnd mit der jungen Euphemia, und oftmals überraschte ihn die dunkle Nacht auf dem schmalen Söller vor des Fräuleins Zimmer, in's offene Fenster zu dem Mädchen plaudernd. Das geschah, wenn schon lange die Mutter schlief, und vom Gesinde Niemand ahnte, daß noch ein Fremdling auf dem Söller stehe, zu dem sich Raphael einen besondern Eingang durch's Nachbarhaus hatte eröffnen können. — Was schaffte denn Raphael alltäglich im Hause der Gräfin, die meistens nicht von ihrem Zimmer, oft tagelang nicht aus ihrem Bette kam? was allabendlich, so lange der Sommer es erlaubte, im Garten von St. Paul, und an kühlern Abenden auf dem schmalen Söller? Warum schlief er ein paar Stunden weniger als sonst? warum betrat er nicht mehr den Garten des wackern Bardou? Warum kürzte er, der Lehrbegierige, seine Lektionen ab, und speiste ohne Eßlust, und fütterte weder den Hund

noch die Vögel, wie er sonst gethan? warum kam er, seiner Gewohnheit untreu, so spät in der Nacht heim, das unsichere Paris durchwandernd, allen Unfällen preisgegeben? Warum ängstigte er auf diese Weise so unbarmherzig seine getreue Louison, die sich vor Kummer nicht zu lassen wußte? Und wenn er endlich nach Hause kam, heute lustig und trällernd, morgen verdrießlich und müde, warum hatte er dann nicht einen Blick, nicht einen Gruß mehr für die arme Magd mit rothgeweinten Augen? Dennoch fragte er einmal, aber unfreundlich: „Wie siehst Du aus, Louison? Wo fehlt es Dir?“ — Das Mädchen lief, ohne zu antworten, hinaus, um seine Thränen zu verbergen. Alsobald hatte auch Raphael ihrer vergessen, und hätte den ehrlichen Bardou beinahe ausgescholten, als dieser vor ihn trat, und auf seine Weise wegen der Dirne um Rath fragte. „Sie ißt nicht mehr, sie trinkt nicht mehr,“ sagte er, „und lebt sehr gut ohne Speise und Trank, nur mit dem Unterschiede, daß sie abzehrt, bleich wird, wie unsere weiße Katze, und — stellt Euch vor, . . . sie wandelt zur Nacht als ein Gespenst. Das hab' ich selbst gesehen, und ihr gesagt, da sie aus ihrer Kammer trat: „„Louison, ich schlage Dich todt, wenn Du das dumme Zeug nicht lässest, denn ich bin Dein Vormund, und habe für Dein Leben zu haften!““ Vergebens, sie geht im Haus herum, Gott weiß, wohin? Ich schwitze vor Verdruß in meinem Bette, und möchte ihr um Alles in der Welt nicht auf ihren Nachtgängen folgen, denn solche Leute sollen auf die Dächer gehen und ihre Hausthüre soll der Schornstein seyn, und ich bin doch einmal ihr Vormund, der sich hüten muß, den Hals zu brechen. Wen hätte sie alsdann, der für sie sorgte und ihre Schritte bewachte? Meine Bitte wäre, daß der Herr Professor das dumme Ding in die Kur nähme, und ihm einen Schlaftrunk gäbe, damit es wieder lerne, im Bett zu bleiben, da es für einen Vormund doch al-

zubeschwerlich, immer hinter einer Dirne her zu seyn, die zur Nacht herumgeht, er weiß nicht wo?" —

Raphael nahm die Sache leicht. „Die Krankheit," sprach er, „ist nichts als die überkräftige Jugend der Louison. Ihr Herz und ihre Einbildungskraft thun das Uebrige. Wäre sie verliebt, Vater Bardou?" — Der Gärtner wurde kupferroth, kratzte in seinem grauen Schopf und versetzte verschämt: „Da müßt' ich ja das Mädel todtschlagen, wenn sie wagen sollte, an dergleichen Dinge zu denken. Was glaubt Ihr denn? Unser heiliger Vater würde es ja nicht zugeben. Ich bin ja der Louison Vaterbruder; im verbotenen Verwandtschaftsgrad ... Zudem, ich mag mich nicht verheirathen ... und die Louison, die Ungerathene, wird mir doch nicht Zwang anthun wollen? Nein, Herr. Dazu ist sie zu vernünftig, zu christlich. Auch schlüg' ich sie todt; was hätte sie davon?"

Raphael lachte des Einfältigen, entließ ihn mit Trost, rief das Mädchen zu sich. Auf seine Fragen antwortete Louison eifrig: der Oheim müsse geträumt haben; ihr sey nichts von allem bewußt; sie fühle sich wohl, sie habe sich nie besser befunden; und was der Betheuerungen mehr sind, die ein Weib nicht spart, wenn es gilt, geheim gepflegten Kummer zu bemänteln. Auf die Frage, ob nicht vielleicht ihr Herz und eine Leidenschaft im Spiele, stellte sie sich sogar entrüstet an, klagte über ungerechten Argwohn, schwur auf ihre Unschuld einen theuern Eid, und meinte, irgend ein unvernünftiges Gerede der Nachbarschaft laufe um auf ihre Kosten „Glaubt nicht ein Wort hievon," bat sie den Magister; „die bösen Zungen ruhen nimmer: wie sollte ein armes Mädchen, wie ich, der Verläumdung entgehen, da sogar unser Herr, der König, und seine erlauchte Mutter und alle Prinzen täglich verunglimpft werden? — Ei," setzte sie mit der Verschlagenheit ihres Geschlechts hinzu, und

lächelte ungläubig bei der verfänglichen Frage — „solltet Ihr wohl denken, daß die bösen Leute sogar Euern Ruf nicht unangetastet lassen? Ihr hättet ein Liebchen in der Stadt? sagen sie; und ich, weiß ich nicht von Euch selber, daß Ihr nur in's Haus der Gräfin Thiars geht, die eine fromme Frau ist?" — „So ist's," entgegnete Raphael mit Nachdruck: „ein Liebchen, ich? Du weißt es besser. Vertheidige mich vor der üblen Nachrede." — „Von Herzen gern," versetzte Louison mit freudiger Hast: „aber was solltet Ihr meinen, was die Leute von der Gräfin sagen?" — „Was denn, mein Kind? Du bist geheimnißvoll; geschwinde, rede." — „Nun, — weil Ihr's eben wissen wollt, ... sie sagen, die Gräfin sey Eure Mutter, lieber Herr, und das Fräulein Eure Schwester...?" — Mit ganz besonderer Spannung forschte Louison in des Magisters Augen, und als dieser, hell auflachend, erwiederte: „O Schwänke ohne Ende! wer ist der Thor, der dieses redet?" sprach die Magd kleinlaut: „Vergebt, lieber Meister; ich hab' es selber nie geglaubt." Hierauf glitt sie wie ein Aal aus der Thüre; aber, dem kalten Fisch unähnlich, setzte sie sich in einen Winkel und vergoß heiße Thränen. „Nicht seine Mutter!... das Fräulein nicht seine Schwester...! O weh, so ist nur allzuwahr, daß all' meine Freud' erstorben und dahin!" Hundertmal wiederholte sie diese Worte. —

Ungefähr zur nämlichen Zeit saßen die beiden Euphemien beisammen. Die Mutter, obschon der Schwermuth voll, war im Gemüthe ruhiger und plauderte von vergangenen Zeiten. Die junge Euphemia, die schon lange ein dringendes Wort auf der Zunge hatte, wartete den günstigen Augenblick ab, und kaum hatte die Gräfin gesagt, sie liebe nach Gott nichts so innig als ihr Kind, und ihr Herz stehe ganz der Tochter offen, so unterbrach sie Euphemia mit der Frage: „Beweise mir's, gütige Mutter. Laß doch nicht ein Geheimniß zwischen uns,

wozu Meister Paracelse gleich Dir den Schlüssel hat, den er jedoch hartnäckig verweigert, so wie Du es thust. Werde nicht ernst, nicht böse, liebe Mutter. Ich habe gesehen, wie Du den Meister Raphael umarmt, wie Du ihn mit Zärtlichkeit überhäuft hast. Deine Geberden dolmetschten laut genug die fremden Worte, die ihr beide dabei gewechselt habt. Ein theures Band muß euch einst zusammengehalten haben, muß euch noch heute vereinen, obgleich ihr so fremd thut, als im ersten Augenblick wohlvertraut. Erkläre mir das Räthsel." — „Nein, Kind, versetzte die Mutter äußerst unruhig: „das kann, das will, das werde ich nicht." — „So sage mir wenigstens, ob wahr ist, was der Ritter meint, und was man bei Hofe denkt? — „Was denn, meine Tochter?" Die Unruhe der Gräfin stieg — „Ei nun, ich selber weiß es nicht zu reimen; ich habe etwas Grund, den Vermuthungen des Ritters nicht zu vertrauen; ... ist's wahr, daß Meister Raphael Dein Sohn?" —

Die Gräfin erhob sich plötzlich majestätisch. Mit der Würde gerechten Zorns, den ein Zweifel an ihren Sitten erregen mochte, fragte sie: „Was denkst Du von mir, Euphemia?" Dann setzte sie, reizbar, wie verletzte Eitelkeit den Menschen macht, hinzu: „Ein lächerliches kindisches Gewäsch. Wär' ich denn alt genug, um jenen Mann geboren zu haben? Die närrische Vermuthung muß in sich selbst zerfallen. Nein, mein Kind: So wahr ich erst in meinen letzten Tagen Dir sagen will, was mit jenem Manne ist, den ich eher fürchte, als liebe, so wahr ist... der Himmel sey mein Zeuge... daß ich nicht Raphaels Mutter bin!" — Die letztern Worte hatten der gekränkten Frau viele Mühe gekostet, und sie bemerkte nur unvollkommen den fröhlichen Eindruck, den sie auf die Tochter gemacht hatten; das Frohlocken, womit die letztere ausrief: „Dank, Dank, beste Mutter. Du gibst mir heute zum zweitenmal das Leben!" —

„Dieses Gefühl macht Dir Ehre,“ — lobte die Gräfin: „die Unbescholtenheit Deiner Mutter und unsers Wappens Mackellosigkeit müssen Dir gleich heilig seyn, wenn Du Dein Blut nicht verläugnen willst. Meister Raphael wäre eine schlimme Zugabe für unser Haus.“ — „Warum, liebe Mutter? Ist er nicht ein vollkommener Mann, voll Geist, Gelehrsamkeit und Schönheit?“ — Mit Anstrengung antwortete die Gräfin hastig: „O preise ihn nicht allzuhoch mit kindlichem Vertrauen! Du weißt nicht, was hinter dem schönen Manne verborgen ist. Aber ich will den Herrn preisen, wenn Du einmal Beausire's Weib geworden bist, und Raphael nicht mehr zwischen uns steht, als ein unheimlicher Freund!“

Das Urtheil der Mutter war wesentlich von dem der Tochter unterschieden; denn noch an demselben Abend flüsterte die junge Euphemia aus ihrem Fenster in das Ohr des Mannes auf dem Söller: „Ich will Dir heute den längst begehrten ersten Kuß verstatten, mein Geliebter, denn ich bin frei von allen Zweifeln, die mich quälten, und Dein Geheimniß ist mir gleichgültig geworden. Aber — endige dafür auch unsere qualvolle Lage. Rede morgen zu der Mutter; leihe meinen Gedanken Deine Worte. Sage — Du verstehst es — wie Du mein Herz umgestaltet und zu Deinem Eigenthum gemacht. Noch hab' ich dem Ritter nichts ernstlich zugesagt; noch bin ich frei und meiner Hand Gebieterin. Verlasse Dich auf mich, mein Kleinod, daß ich alsdann die Mutter stimme, wie ich will. Sie, die mir immer nachgegeben, sollte sie zaudern, wo es mein Glück gilt, wo es darauf ankömmt, meinen Irrthum gut zu machen, der mir eine bittere Zukunft geschaffen haben würde? Sprich mir nicht von Deinem Stande: Du bist herrlicher als der edelste Ritter Frankreichs. Du bist mir theurer als der mächtigste König; ich aber werde reich genug seyn, Dir das fürtrefflichste Wappen zu kaufen, um der Welt genug

zu thun. Halte zu mir, wie ich zu Dir, und das Gewicht des Erdballs soll unser Band nicht zertrümmern!" —

Raphael, da er heimwärts wanderte, war entzückt, berauscht. Euphemia war ihrer Mutter vollendetes Ebenbild, hatte den Magister gefesselt, wie einst ihre Mutter; wie die Letztere schwor sie ihm ewige Eide. Wenn zu Zeiten die Erfahrung ihr weises Haupt verneinend schüttelte im Rath der Gedanken und Entwürfe des Magisters, so wurde sie niedergeschreckt vom Wahnsinn der Leidenschaft. Raphaels Gestalt war freilich jung und kräftig und anspruchsvoll, aber darinnen schlug das Herz eines Sechzigers, das meistens schwach ist, trotz der langen Studien des Verstandes. Schwäche und Eitelkeit regierten von innen; außen lag die Kraft. Euphemia gewinnen, seinen Jahren zum Trotz, die Tochter gewinnen, deren Mutter ihn aufgegeben! welch' ein Triumph! Was kümmerte ihn die Klippe, die er zu umschiffen hatte, um der Gräfin Einwilligung zu erbetteln, oder zu erzwingen; was kümmerte ihn Beaufire's drohende Gestalt am Horizont seiner Freuden? Alles schien ihm möglich jetzt, was ihm in der nächsten Stunde unmöglich vorkam. Zaudern und Wagen — er hätte beides gerne zu gleicher Zeit gethan. So schwamm er hin auf den Wellen der Unentschlossenheit, alles vergessend, was ihn nahe anging, um dem einzigen Ziel seiner Wünsche nachzuhängen, sich selber nicht mehr kennend. Von der nächsten Zukunft erwartete er alles; dennoch mißtraute er ihr in allem. Die langsame Zeit war flinker, als seine Vorsätze. Sie rollte eiligst den folgenden Tag und die Nachmittagsstunde heran, in welcher Raphael die Damen von Thiars aus dem Garten von St. Paul nach Hause abzuholen versprochen hatte. —

Die Gräfin war heute mittheilender als sonst. Sie glich dem stillen und freundlichen Herbstabend, dessen sich die Pariser eben erfreuten. Während in den Augen der

Tochter Erwartung und Leidenschaft lebten, strahlte der Blick der Gräfin von Klarheit und frommer Ergebung. Raphael wünschte ihr zu der edlen Heiterkeit Glück. Indem sie ihren Arm auf den seinigen legte, um sich hinwegführen zu lassen, sprach sie mild: „Es ist endlich gelungen. Ein Arzt, der an Weisheit und Güte den Meister Paracelse übertrifft, hat mich seines Beistands gewürdigt und meine Seele geheilt. Der Allmächtige schenkt mir die Gnade, daß ich mich dem Born der Wahrheit wieder nähern darf, . . . ich Armselige, die ihm den Rücken gekehrt hatte!" — Die Tochter ergänzte der Mutter salbungsvolle Anrede, indem sie einfach hinzufügte: „Die Gräfin wird morgen früh in der Kirche St. Germain in den Schooß des katholischen Glaubens zurückkehren, und ich werde ihrem Beispiele folgen, um von nun an die heiligen Zeichen, denen ich meine Lebensrettung verdanke, würdig zu verehren." — „Wollt nicht verschmähen, ein Zeuge dieser Handlung zu seyn," sprach die Frau von Thiars; „nur auf diese Weise kann ich einen Theil von dem, was ich im Leben verschuldet, wieder gut machen." — „Ich werde, auf meine Ehre, nicht dabei fehlen," versetzte der Magister; bedeutungsvoll den Blick auf die junge Euphemia richtend, fragte er alsdann: „Ist's dem Fräulein gefällig, so benütze ich diese Stunde, um der würdigsten Mutter vorzutragen, was wir auf dem Herzen haben?" — Euphemia nickte; die Gräfin aber sagte: „Laßt uns gehen. Zu Hause sollt ihr die aufmerksamste Zuhörerin an mir finden."

Indem sie sich anschickten, selbdritt den Garten zu verlassen, hörte Raphael hinter seinem Rücken eine nicht gar freundliche Stimme sagen: „Da geht der Mann, den Ihr zu sehen wünscht. Doch, mein' ich, wird's ein Irrthum in der Person seyn!" Zurückschauend erblickte Raphael den Leibarzt des Königs, Ambrosius Paré, einen heftigen Gegner der Paracelsischen Lehre. Neben

demselben schritt ein hochgewachsener Kriegsmann in den Farben des spanischen Monarchen. Der Offizier lief ungestüm dem Magister zu, den Paré's Finger bezeichnet hatte. „Nichts da, kein Irrthum! Er ist's, er selber, Gott sey Dank!" rief der Krieger, indem er sich an Raphaels Brust warf: „Mein Vater! grüß Dich Gott, mein liebster Vater!"

Raphael ließ plötzlich die Arme der Dame los, schaute verwundert in des Soldaten Antlitz, und, obschon eine geheime Gewalt und Ahnung versuchte, ihm die Zunge zum Verläugnen zu stimmen, so hatte doch die Vaterliebe eine stärkere Macht, und frohlockend erwiederte Raphael: „Bertram! mein wackerer Sohn! ei, sehe ich denn meinen alten Bertram wieder!" — Freudenthränen vermischten sich mit Freudenthränen; Liebe tauschte sich aus gegen Liebe. „Woher, mein Knabe?" — „Aus Brabant, liebster Vater; der Feldherr hat mich mit Briefen an den Herzog von Anjou gesendet. Ich bin heute angelangt, bin bei Hofe umhergelaufen, habe dem König meine Reverenz gemacht. Ich muß noch diese Nacht abreisen, und wenn die Pferde liegen blieben auf dem Wege. Aber abreisen, ohne Dich gesehen zu haben, mein Vater? Nicht möglich. Ich habe mit Mühe Deine Wohnung erfahren; sie ist weit; doch war ich schon auf dem Wege dahin. So will denn gerade der Zufall, daß jener Herr, der noch dort an der Thüre zu sehen, mir begegnen muß. Ich frage auf's neue; er kennt Dich, zeigt Dich mir...! Glück auf, Du lieber Vater! Du siehst wohl unverändert aus, und liebst mich noch; das ist die Hauptsache. Wie findest Du aber mich?"

Raphaels Blick überflog mit Wohlgefallen des Sohnes Gestalt. Sie war die eines Helden, sein Gesicht das eines Edelmanns vom reinsten Blut. Doch war vom Lagerleben und dem schweren Dienst die Stirne braun und gefurcht; lange Falten durchschnitten die Wangen

bis zum dicken schwarzen Knebelbarte. Wo der Helm aufzusitzen pflegt, waren frühzeitig=kahle Stellen sichtbar, und leicht ergrauende Haare. — Der Magister besann sich endlich, daß er mit seinem Sohne nicht allein sey, und schaute sich nach seinen Begleiterinnen um. Die junge Euphemia stand, an die Mutter gelehnt, und hielt dieselbe um den Leib umschlungen. Ihre Augen schienen, wie ihre Gestalt, von der Meduse versteinert; die Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen, der Mund entrüstet aufgeworfen; das ganze Antlitz trug das Gepräge der Ueberraschung, des Widerwillens und beleidigten Stolzes. Die Unbewegliche lauschte den heimlichen Worten ihrer Mutter, die glühende Blicke auf Raphael und seinen Sohn schoß, und äußerst lebendig redete. — So wie der Magister sich zu den Frauen kehrte, und stutzend über ihre seltsame Stellung den Mund öffnen wollte, sammelten sich die beiden Euphemien jählings, und entfernten sich, ohne nur zu grüßen und zu winken. —

Raphael sagte düster, indem er ihnen nachdeutete: „Meine Freude, Dich wieder zu sehen, hat jene Freundinnen verletzt, weil ich der Höflichkeit gegen sie vergessen, was Französinnen nicht leicht verzeihen.“ — „O laß die Fremden, Vater; was gehen mich die Weiber an?“ erwiederte Bertram, oder „Don Beltram,“ wie er in dem spanischen Kriegsheer geheißen wurde; „laß mich die wenigen Augenblicke, die in Paris noch mir gehören, einzig in Deiner Gesellschaft verschwelgen. Ich habe mich, — wie sehr! — darauf gefreut. O sprich mir von den Geschwistern, von Susanna, von dem frommen Joachim.“ — Raphael theilte ihm mit, was er von beiden wußte, und fragte nach des Sohnes Absichten und Verhältnissen. — „Der Marques Castillo, mein General, ist mir hold,“ berichtete Bertram: „ich darf im Dienst der Waffen auf ein gutes Fortkommen rechnen, und habe mir von den flandrischen Rebellen schon eine ziemliche

Aussteuer geholt. O Vater, ein Liebchen hab' ich zu Gent, ein Mädchen ohne Fehl und Tadel, und werde mich mit ihr vereinigen, sobald der Friede endlich errungen, die Rebellion bezwungen seyn wird. Gelt, Du willigst ein? Laß mich den gewährenden Mund küssen und die freigebige Hand. Erlaube mir dann noch eine Bitte." — „Welche?" — „Sieh' dieses prächtige Halsband von Diamanten; es ist eine ehrliche Kriegsbeute, und meiner Braut zur Morgengabe bestimmt. Sie soll's nicht früher sehen, als am Tage unserer Hochzeit. Doch fällt mir schwer, es im Drang des Kriegs, und allen Wechselfällen ausgesetzt, unter meinem Verschluß zu behalten. Ich hab' es nach Paris mitgenommen, um Dir meine schönste Habe anzuvertrauen. Hebe Du sie mir auf; in Deiner stillen Wohnung wittert Niemand den kostbaren Schatz. Sobald der Friede da, will ich, die Braut am Arm, vor Dich hintreten, und das anvertraute Geschmeide mit Deinem Segen aus Deinen Händen empfangen. Willst Du?" — Raphaels Blick hing sinnend an dem wunderschönen Schmuck. — Don Beltram fuhr ernsthafter fort: „Antworte doch, und fürchte nicht etwa, als klebe Blut an diesem Reichthum. Ich schwör' Dir's zu, lieber Vater, er ist ehrliches Soldatengut. Aber — flösse mein Blut etwa auf dem Schlachtfelde, ehe ich mein Weib heimgeführt, — wir sind ja alle sterblich,... das eiserne Loos der Schlachten fällt bald rechts, bald links — so theile diese Diamanten mit meiner Braut, und behalte Deinen Antheil als ein Erbe Deines Aeltesten, der Dir getreuer ist, als seine Geschwister; stolz darauf, Dich zu lieben, stolz, Dein Sohn zu seyn! — Versprichst Du, guter Vater?" — Wohl denn, ich verspreche es; doch fürchte Du nicht allzuschnellen Tod; wer gleich Dir jahrelang dem Gott des Kriegs gedient, ohne eine Wunde zu empfangen, dauert lange, als ein unverwüstlich Fahnenholz. Sey getrost, mein Knabe." So

verbrachten Vater und Sohn die kurze Zeit bis zu des Letztern Abschied, und schon war es Nacht, als die Spanier aus den Thoren ritten, und Raphael ging, des Sohnes Schatz sorgfältig zu verschließen. Erst nachdem dieses geschehen und die Juwelen hinweg gethan waren, die seltsamen Zaubers voll, die Augen Raphaels gefangen gehalten hatten, kehrte mit erneuter Kraft Euphemia's Bild in des Magisters Brust zurück. —

„Sie zürnt," dachte er bei sich: „die Eitle glaubt sich vernachläßigt, um eines Fremden willen. Ich werde Mühe haben, das Wort der Vergebung aus ihrem Munde zu locken. Dennoch wird sie meiner Bitte nicht widerstehen. Nach kurzem Schmollen ist ja die Versöhnung so reizend!" — Dann fiel ihm Böses ein: „Was soll ich ihr von Bertram sagen? Hat sie gehört, daß ich ihn Sohn genannt? O weh! wenn mein Geheimniß verrathen wäre! — Aber nein. Die Mutter wird nichts offenbaren, um ihre Eigenliebe nicht zu verletzen, um nicht ihren Wandel und Verrath in den Mund der Welt zu bringen; sie ist eifersüchtig auf den Ruhm, vor der Tochter fleckenlos dazustehen. — Und hätten die Frauen auch deutlich gehört, daß Bertram mich seinen Vater, daß ich ihn Sohn geheißen, so wird mir leicht seyn, diesen Worten eine andere Bedeutung beizulegen. — Ein fleißiger Schüler ist auch des Lehrers Sohn; ich habe dankbare Brüder gekannt, die ihren Aeltesten mit dem Vaternamen beehrten. Es wird schon gehen." — Dennoch mied der Schlummer den Unruhigen. Schwarze Ahnungen schienen ihm ein großes Unglück vorhersagen zu wollen.

Sie hatten in gewissem Sinne nicht Unrecht, diese Ahnungen; denn allerdings hatte die Gräfin geredet. Der Stolz des Weibes hatte den Anblick eines Sohnes des Mannes, den das Weib einst geliebt, obgleich nachher verlassen, nicht ertragen können, ohne der Neben=

buhlerin und dem Vater im Sohne zu zürnen, und, hinwegsetzend über aller Bedenklichkeit Schranken, hatte die Frau von Thiars im aufwallenden Ungestüm gesagt, was sie wußte, und was sie einen Tag später gerne wieder zurückgenommen haben würde. Der jungen Euphemia blinde Liebe, bereits erschreckt und erschüttert durch das Erscheinen Bertrams, eines Kindes ihres Geliebten, von dessen Daseyn sie nichts gewußt, hatte sich vollends in Grauen und Abscheu verwandelt, als das Fräulein hörte, was ihr die Mutter von der unnatürlichen Jugenddauer Raphaels erzählte; als sie im Geiste das gefurchte Kriegerantlitz des Sohnes mit dem weit blühendern des Vaters verglich. — Um der Ungnade, worein Raphael bei der Schönen gerathen, die Krone aufzusetzen, mußte just zur selben Frist Beausire zurückkehren, und ein Zeuge der verwunderlichen Unterredungen der Damen werden. —

Freilich hatte am nächsten Morgen, in der Kirche St. Germain, auch Raphael Ursache genug, sich über Beausire's Gegenwart und über die Kälte, die ihm von dem Ritter und den Frauen von Thiars bewiesen wurde, sattsam zu verwundern. Dennoch hielt der Magister, seiner Beredsamkeit vertrauend, heldenmüthig aus, bis die Ceremonie des feierlichen Uebertritts der Wittwe und ihrer Tochter vorüber war. Aber wohin flüchtete diese Fassung, was wurde aus dem erkünstelten Gleichmuth, als Raphael sehen mußte, wie Beausire des Fräuleins Hand ergriff, noch einmal mit ihr vor den Altar trat, und wie der Priester das Paar zum Ehebunde einsegnete? Der Unglückliche hätte diesem Schauspiel eine langsame Todesmarter vorgezogen. Lange hielt er, was sich vor seinen Augen zutrug, für Traum und Geisterspuck; er glaubte vor Faustens Zauberlaterne zu stehen. Als jedoch das freudige „Ja" Euphemia's zu seinem lauschenden Ohr gelangte, scharf und vernichtend wie ein Schwertstreich in sein Haupt fuhr, brach Raphael in ein schallendes

Hohngelächter aus, und stürzte aus der Kirche. — Wenn die Besinnung des Menschen gestört ist, thun doch seine Glieder noch ihre Schuldigkeit. Seinem automatischen Leben verdankte Raphael, daß er sein Haus wiederfand. — Er setzte sich in einen Winkel seiner Stube, gab nicht Rede, nicht Antwort, und brütete unaufhörlich. Am späten Abend erwachte er aus Schmerz und Pein; murrend über den Verrath, hatte er endlich gefunden, daß er ihn nicht wenig verdient hatte am Freunde und an der Geliebten selbst; dürstend nach Rache, hatte er, seinen christlichen Sinn ermannend, sein böses Trachten nach Vergeltung überwunden. Aber ein schweres Unglück blieb ihm neben der Demüthigung zurück: er war allein. Seit geraumer Zeit seinem gelehrten Streben entrückt, und hängend an einem Wesen, das er, wenn gleich verstohlen, liebte, von dem er heiß wieder geliebt worden... fühlte er sich nun ganz einsam in der Schöpfung. Die Eitelkeit lag zwar unter seinen Füßen; aber ein menschliches Sehnen erfüllte ihn: die Sehnsucht nach einem Lebensglück im Hause, wäre es auch noch so bescheiden, das Glück und das Haus. Zum erstenmal wünschte er alt zu seyn, grau und gebückt, wie sein Vater, aber auch so heiter und froh, wie dieser in seiner stillen Hütte, neben seinem alten Weibe, gewesen. Er versetzte sich im Geiste nach der Heimath, zog in Gedanken die rauhe Jacke des Försters an, suchte gebrechlichen Schrittes die Ruhebank, putzte mit zitternden Händen die Lampe, und rief leise vor sich hin die gute Martha, die noch immer zögerte, aus der Küche zu kommen, um mit ihrem Gatten zu plaudern, oder das Nachtgebet zu halten.

Da hört er Schritte draußen, so langsam, so vorsichtig. Sie kommt, die Gerufene, und, weil sie fürchtet, den am Ofen halbschlummernden Mann zu wecken, geht sie behutsam, als wie auf blanken Sohlen. Die Thür geht bedächtig auf; nicht eine Angel knirrscht. Herein

tritt im einfachsten Nachtgewande ein Weib, nicht alt, nicht schwerfällig, wie Martha gewesen; aber blaß, wie der Tod, mager und zart. Sie umkreist die trauliche Stube, streckt sich auf den Zehen vor den Käfigen der Vögel, und schaut mit glanzlosen Augen, ob sie schlafen, die bunten Thiere; sie hockt sich nieder zum Jagdhund, und horcht, wie er dumpf bellend träumt vom Waidwerk und vom rothäugigen Repphuhn. Sie geht von Blumenstock zu Blumenstock, prüft mit dem Finger, ob die Erde in den Töpfen begossen worden, ob das Fenster geschlossen, damit die rauhe Luft nicht hereinziehe; denn es sommert nicht mehr draußen, wohl aber zerrauft der Wind die violetten Herbstfäden, deren Ursprung man nicht weiß. Darum schaut das Weib nicht minder zum Kamin und wühlt in den verglimmenden Kohlen, macht dann eine Verneigung vor dem Kruzifix, und schreitet zum Bette, geschäftig die Teppiche zu lüften. Doch findet sie die Arbeit schon gethan, zu ihrem Befremden. „Wer ist mir denn zuvorgekommen?“ fragte sie verdrießlich durch die Zähne: „Wessen Hand ist da im Spiel gewesen?“ Und sie legt die Decken wieder breit aus einander, und wirft sie wieder zurück, und ist erst alsdann zufrieden. Sie streicht die Pfülben glatt; sie beugt sich nieder auf die rothgestreiften Ueberzüge; sie drückt ihren Mund darauf. „Da wird er schlafen, der Liebe!“ sagt sie mit Zärtlichkeit: „Möcht' er träumen von mir, wie ich von ihm; aber er kann mich nicht mehr leiden, und doch lieb' ich ihn so sehr!“ —

Plötzlich erzittert das Weib; ... sie hat ihren Namen rufen gehört. Sie taumelt, sie tappt mit den Händen um sich, will den Mund zum Angstruf öffnen, und fühlt ihn von einem ehrerbietigen Kuß der Dankbarkeit berührt. Ihr erwachend Auge schaut in ein theures Antlitz. Sie hört von freundlichen Lippen die Worte: „Wenn das nicht die Fügung des Himmels ist, so wird niemals einem

Menschen Trost im Leiden werden!" Sie fragt verschämt und furchtsam, was denn vorgegangen; und zur Antwort wird ihr wieder eine Frage: „Willst Du mein Weib seyn, Louison?" — — Binnen kurzen acht Tagen war Louison in der That Raphaels Gattin.

Meister Raphael war von da an wie ein von tödtlicher Krankheit Genesener; wie Einer, der in einem schmählichen Zauberbann gefangen gewesen und von den Himmlischen befreit worden wäre. Die Liebe, die einfache Unschuld, die prunklosen Tugenden seines Weibes heiligten ihn, und mit dem Eintritt desselben in sein Haus kamen Friede und Freude und auch das Weltglück dahin. Alles ging dem Magister von der Hand, als wie gehext. Seine Schüler priesen seine Weisheit; seiner Clienten Schaar wuchs von Tag zu Tag; die schönsten Weiber an Katharina's Hof verlangten, gesund oder krank, nur nach dem Meister Paracelse. Die deutsche Kunst stieg im Preise; sogar die italienischen Chymiker und Astrologen im Dienste der Königin Mutter suchten die Bekanntschaft des deutschen Gelehrten. — Der Ruhm wurde dem Magister von Neuem werth; die Reichthümer versprachen, fleißig nachzufolgen. Die Zukunft seiner neuen Familie machte Raphael keine Sorgen. Er ging erhabenen Hauptes hin und her durch Hütten und Palläste durch Doktoren und Laien, und schlug seinen Blick nicht nieder, ausgenommen, wenn er etwa Beaustre's und dessen Gattin Gesicht, oder der Frau von Thiars begegnete. Er wechselte mit ihnen kein Wort, ging ihnen aus dem Wege. Das Bewußtseyn, nicht wohl an ihnen gethan zu haben, war der einzige Wurm am Baume seines Lebens; und dieser Silberbaum war so groß, und so gering der Wurm! An der Seite der trefflichen Louison hätte er ja das allerschwerste Leid vergessen; warum nicht die seltene, flüchtig vorübergehende Unannehmlichkeit? — Und Louison, da sie den Mann ihrer Seele glücklich sah, war's

selber doppelt, und sofort war sie's jeden Tag gleich, ausgenommen an Einem, der sie hundertfach beglückte, weil er der Geburtstag eines Sohnes war, den sie ihrem Raphael schenkte. — „Es verging ein Jahr in Seligkeit; nicht die kleinste Wolke trübte des Ehepaars Himmel; so daß Bardou oft zu sagen pflegte: „Ich habe die Heirath mit dem vornehmen Herrn nicht zugeben wollen; aber ich hätte das Mädel todt geschlagen, wenn sie den Herrn nicht genommen hätte. Ist das nicht ein Glück? Es wär' des Mädchens Unglück gewesen, wenn es nicht das Glück gehabt hätte!"

Raphael erhielt Nachricht von seinen Kindern. Bertram tummelte sich lustig im Kriege, der den Spaniern weniger Vortheil brachte, als Anfangs; Susanna hatte, spät genug weltlichen Trieben nachgebend, sich aus einem kaum angetretenen Noviziat entführen lassen, war das Weib ihres Entführers geworden, flehte um des Vaters Verzeihung und um eine genügende Aussteuer; Joachim war abermals ein Nachahmer des schwesterlichen Beispiels geworden, hatte die klösterliche Vorbereitungszeit durch eine plötzliche Flucht abgekürzt, und seinen Weg nach Prag genommen, um dort, Gott weiß was, zu studiren. Auch er bat um des Vaters Vergebung und um Bezahlung der nicht geringen Schulden, die er hie und da hinterlassen. — So unangenehm diese letztern Berichte lauteten, so war doch Raphael selber allzu glücklich, um nicht die Gnade walten zu lassen. Er verzieh; er gab, was er errungen, zur Aussteuer der Tochter, zur Wiederherstellung des guten Rufs seines Sohnes her. Seine Sterne leuchteten ja so prächtig, daß er hoffen durfte, baldigst wieder zu gewinnen, was ihm Vaterliebe und Vaterpflicht gekostet hatten. — In Folge dieser Hoffnungen wuchs sein Selbstbewußtseyn fast zum Uebermuth. Sein Geist war alt geworden neben seinem Herzen. Der Eigensinn der Greise, ihre Unbeugsamkeit, ihr Verschmähen des Neuen, wenn's auch besser

wäre, als das Dagewesene, — alle diese Makel höhern Alters lebten, wucherten in ihm. Rücksichtslos heroldete er seines Meisters Theorieen aus, verwünschte in den Abgrund, was ihnen widersprach, wurde störrisch gegen die, welche seine Meinungen nicht theilten, wurde dagegen schwach gegen seine Anhänger, am schwächsten gegen das Heer von falschen Schmeichlern, welche öfters mittelst ihrer Scheinverehrung nur eine Blöße an ihrem vorgeblichen Götzen zu entdecken trachten, um ihn treulos dann entweder dem Gelächter oder dem Verderben auszuliefern. Ohne es zu ahnen, waffnete Raphael Feind auf Feind gegen sich, mied die Welt, als seiner nicht würdig, so oft er konnte, und war nur daheim, wie ihn die Natur geschaffen; denn auch seine wachsenden Launen trug Louison mit Freudigkeit, so daß sie dieselben sogar den Augen und dem Gewissen Raphaels verbarg, statt ihn aufmerksam zu machen auf seine Fehler.

Indessen schien, Feinden und Widerspruch zum Trotz, sein Glück zu steigen. Eines Tages kam ein Herr vom Hofe zu dem deutschen Meister, und beschied ihn dringend und geheimnißvoll zum König selbst. — Jeglicher stolzen Hoffnung voll, ging Raphael zur vorgeschriebenen nächtlichen Stunde, von dem Hofjunker geleitet, nach dem Schlosse von Vincennes, wo dazumal der König hauste. Auf verborgenen Wegen wurde er zum Monarchen geführt. Carl der Neunte saß in einem mächtigen Lehnstuhl neben einem Tische, dessen Decke tief zum Boden niederfiel. Der Fürst war äußerst blaß und krank: die Magerkeit seines Körpers war entsetzlich; man sah unter dem seidenen Wamms sein Herz hoch aufschlagen; er hustete viel, ächzte dann und wann, als wie in Todesangst, und hatte beständig von der Stirn den Schweiß zu trocknen, der in röthlichen Perlen dennoch stets auf's Neue hervordrang. — „Ich habe Dich rufen lassen,“ hob Carl mit seiner unangenehmen Stimme an, „um von Dir, als einem aufrichtigen und unerschrocke-

nen Deutschen, zu erfahren, ob meine Krankheit zu heilen sey, ob nicht. Sag's frisch und ehrlich." — Trotz der biedern Worte funkelten des Königs Augen, wie die eines gierigen Wolfs, und predigten Behutsamkeit. Meister Paracelse, indem er des Kranken Umstände prüfte, redete vom Leibarzt des Königs und von dessen Kenntnissen, obschon mit falsch gemeintem Lobe. — Carl schüttelte mißvergnügt den häßlichen Kopf. „Hätt' ich Dich beschieden, wenn ich jenem vertraute?" fragte er rauh; und setzte erst nach einer Pause gemäßigter hinzu: „Er mag erfahrener seyn in eurer Sudelei; doch ist er ein Calvinist; verstehst Du? Freilich hab' ich ihm vor zwei Jahren selbst das Leben erhalten; aber der schwarze Undank fragt nicht nach der Wohlthat. Ich bin von Verräthern umgeben." Carl winkte Raphael, sein Ohr herzurecken, und flüsterte hinein: „Ich habe, wie ich fürchte, Gift bekommen." — Paracelse setzte seine Forschung fort, und erwiederte: „Nach meinen Beobachtungen ist mein gnädigster Herr im Irrthum." — Der König richtete die großen Augen mit einem Ausdruck von Rührung und Dankbarkeit auf den Arzt. Dann fuhr er fort: „Wie heißt die Krankheit, die mich schwinden macht?" — „Eine seltsame Ermattung, ein Lungenübel, das jedoch der Heilung fähig." — Abermals kopfschüttelte der König: „Nicht doch; die Ermattung verzehrt mich wie ein glühender Brand, und mein Schweiß ist Blut. Ich leide wie ..." Die Zunge versagte dem Unglücklichen, da er den Namen Desjenigen aussprechen wollte, der am Oelberg gelitten. Mit einem tiefen Seufzer, der seinen Sünden galt, vollendete der König: „Ich leide wie Herodes; Gott steh' mir bei! Was ist zu thun?" — „Es gibt der Mittel mancherlei, mein königlicher Herr," entgegnete Raphael ausweichend; aber Carl gab nicht nach und sagte unwirsch: „Paré hat mir dasselbe vorgespiegelt. Dennoch werd' ich täglich kränker; bald werden mir die Glieder aus einander fallen. Die Mittel des Calvinisten, der beständig Gottes

Gnade und Allmacht im Munde führt, sind vergeblich, taugen nichts, morden mich hin. Was auf Erden wächst, aller Welttheile Spezereien sind umsonst an meinem dürren Leib verbraucht worden. Nachdem die fette Kraft desselben verdünstet, fließt mir aus allen Poren mein Blut. Das kann nicht lange mehr dauern. Ihr Deutsche seyd bewandert in geheimen Künsten. Man hat Dich mir als einen in der Zauberei Erfahrnen genannt; sie haben Deiner nicht rühmlich erwähnt, beim Himmel, nein! Doch Du sollst seyn an Ruhm und Gold der Erste in Frankreich, wenn Du mir helfen kannst. Ein jedes Mittel, und wenn es aus dem Schlund der Hölle käme, wäre mir recht. Nicht etwa, als fürchtete ich den Tod. Oft — in schlaflosen Nächten, wenn ich wachend träume, wie im Fieber, ist er mir wünschenswerther, als das Leben. Mit dem Tode ist ja auch das Gedächtniß zu Ende, und mein Gedächtniß peinigt mich." — Der König preßte beide Hände gewaltsam gegen seine Stirne, zog sie, mit dem rothen Schweiß bedeckt, hinweg, schleuderte voll Abscheu die Tropfen von sich, und murmelte: „Eckelhaft, eckelhaft, wie das Blut eines Ketzers!" — Aufschauend zum Magister, sagte er kurz: „Wird's bald? fällt Dir nichts ein?"

Raphael, dem nicht wohl wurde bei dieser Dringlichkeit, der aber das königliche Vertrauen zu rechtfertigen wünschte, seinem Gegner Paré zu leide, besann sich noch ein bischen; dann sagte er mit den Worten seines Meisters: „Die Mumie des Menschen ist eine überaus kräftige Arznei; sie heilt Alles, was durch Gift und Fieber oder Verzehrung verdorben. Die Mumie ist ein kostbarer Extrakt aus einem todten Körper; doch muß derselbe nicht an einer Krankheit verschieden seyn. Wer gesund und kräftig, und zwar keines natürlichen Todes stirbt, gibt die beste Mumie; am besten der am lichten Galgen Gehenkte, weil solcher Mumia in der Luft, unter dem Einfluß der Constellation der oberen Gestirne, im Scheine der Sonne und des

Monds geworden ist. Denn sie ist da in ihrer höchsten Exaltation, und erreicht den höchsten Grad von wunderbaren Kräften und Eigenschaften. Am trefflichsten — doch leider ist hiezu nur selten eine feine Gelegenheit in unserm Europa — wäre ein Körper aus dem heißen Afrika, der sein Leben hindurch von der Sonnenglut digerirt und reverberirt worden ist.“ —

Der König, der im Anfang kaum verstanden, was Raphael gesprochen, ging endlich in dessen Gedanken ein, und die Ungeheuerlichkeit des vorgeschlagenen Mittels, so wie die Art, es zu erlangen, begeisterte seine mordlustige, nach zauberhafter Heilung dürstende Seele. Bei den letzten Worten des Magisters erheiterte sich Carl's Antlitz, als ob die Sonne daraus zum Vorschein käme, und er sagte: „Das läßt sich hören, Meister, und trifft just zur gelegenen Zeit. Es sitzt im Kerker des Châtelet ein ungläubiger Hund von einem Mohren, der vor einigen Tagen dem Juwelir Dufaure eine Menge von Diamanten gestohlen hat. Geh' hin, Meister, geh' hin, und laß den Buben henken; auf der Stelle geh'. Mich lüstert nach des Schwarzen segensreicher Mumia, — damit meine Mutter und der Anjou ... den ich hasse, hasse, hasse ...!“ knirschend vollendete er mit entsetzlichem Ausdruck: „daß sie betrogen seyen um alle ihre Hoffnungen, um meine Krone, um mein Reich. Darum will ich leben; nur darum.“

„Ein Mohr? — Diamanten ...?“ Diese Vorstellungen wirbelten abenteuerlich in Raphaels Kopfe umher. — „Darf ich fragen ...?“ begann er heftig und aufgeregt. — Der König unterbrach ihn; den Umhang des Tisches zurückschiebend, sagte er: „Ich hätte bald unterlassen — versunken, wie ich war, in Deine weise Rede, — Dir von einem Geschenk zu reden, das der schwarze Dieb aus seines Kerkers Nacht mir zuzusenden wußte. Er kennt das Loos, das jedenfalls seiner wartet, und schickte mir

durch den Blutrichter selbst diese Flasche. Seinem Vorgeben nach soll sie einen Trank enthalten, der das Leben angemessen verlängert. Der Missethäter bietet sie mir an, um dagegen seine Begnadigung einzutauschen. Sieh hier! Was sagst Du dazu? Ich fürchte, es sey Gift in dem sonderbaren Behältniß, und Paré warnte mich davor, wie vor einer teuflischen Composition. Du aber, großer Kenner von geheimen Dingen, kannst Du hier ein Urtheil sprechen? Dir vertrau' ich blindlings."

Raphael mußte seine Bewegung gewaltsam unterdrücken, um nicht die außerordentliche Gier zu verrathen, mit welcher er nach dem Gefäß langte, das er augenblicklich als die ihm längst entwendete Flasche des Diamanten-Elixirs erkannte. Zitternd vor habsüchtigem Ungestüm betrachtete er dieselbe von allen Seiten. Ihr Inhalt war ungemein geschmolzen. In das Dunkel gehalten, leuchtete er aber ächt und feurig, wie er sollte. „Darf ich kosten?" stammelte Raphael, voll Begierde, Lebenszuwachs zu schlürfen. — „Auf Deine Gefahr," antwortete der König einwilligend. — Im Nu war Siegel und Propf herunter. Raphael that einen raschen Trunk, bis der König „Halt!" rief, und sagte alsdann befriedigt und verschlagen: „'s ist nicht Gift, Sire! Eben so wenig jedoch ist es die Panacée der Unsterblichkeit. Worin eigentlich das Wesen dieses Elixirs besteht, weiß ich nicht, und bitte Euch, mir zu erlauben, es näher, und zwar zu Hause, prüfen zu dürfen."

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, und überlegte er bei sich selber, ob nicht rathsam wäre, dem kranken König ungefähr fünfundzwanzig Jahre des Lebens und der Jugend zufließen zu lassen, der Zukunft zu liebe, und dem Leibarzt zum Aerger, als schon der fieberhaft ungeduldige Carl ihm die Flasche aus der Hand gerissen hatte. „Nicht doch, beim heiligen Blute!" rief zugleich der König: „Wenn's nicht Gift für meine Feinde, wenn's

nicht ein langes Leben für mich enthält, was soll das lügnerische Glas?" schleuderte auch das Gefäß zu Boden, daß der letzte Tropfen herausfloß. — „Weh' uns! was habt Ihr gethan, gnädigster Herr?" seufzte Raphael, und seine Kniee wankten. — Carl erwiederte jedoch mit heiserm Gelächter: „Einer betrügerischen Quacksalberei ein Ende gemacht, weil ich auf Dein Wort als wie auf das Evangelium vertraue. Da," er stieß das unzerbrochene Gefäß mit dem Fuße, daß es dem Magister zurollte: „Behalte das Glas zum Andenken, und eile die Mumie zu bereiten. Zögere keinen Augenblick. Eine innere Ahnung sagt mir, daß ich bei Dir an den rechten Mann gekommen bin. Fort! Nimm diese Karte mit meinem Namenszuge. Sie wird Dir als meinem Vertrauten die Riegel des Châtelet öffnen und jedem Deiner Befehle blinden Gehorsam verschaffen. Ehe der Morgen anbricht, muß die Mumie gähren in der höchsten Exaltation."

Unmöglich ist, zu sagen, welches Feuer des Ehrgeizes und der Rache, welch' ein Wucherdurst nach Geheimnissen und Schätzen den Magister auf seinem weiten Wege von Vincennes zum Châtelet durchloderte. Er ersparte sich zwar nicht den Vorwurf, durch sein jüdelndes Zögern die Vergeudung des göttlichen Lebenstrankes veranlaßt zu haben; aber die Aussicht, den falschen Mephistophel zu finden, den Räuber zu bestrafen, und zuvor das edelste Geheimniß durch List oder Gewalt zu gewinnen, beruhigte ihn. Das halbe Jahrhundert Lebenskraft, das er zu Vincennes in sich getrunken, schien ihm Flügel zu geben. Ehe er's recht bemerkte, hatte er den Weg zurückgelegt. In rabenschwarzer Nacht pochte er an die kleine Bastille des Châtelet von Paris.

Des Königs Karte that die gewöhnlichen Wunder: die brummigen Wächter wurden zahm; der Hauptmann des Schlosses ließ sich herab, dem Bette zu entsteigen, um

Raphaels Führer zu seyn. Binnen kurzer Zeit waren sie an des Kerkers Eingang. Jenseits mehrerer Eisenthüren befand sich ein schmutziger Käfig; darinnen angefesselt war der Verbrecher. Von heißem Verlangen und von Zweifeln voll, leuchtete Raphael in's Gesicht desjenigen, der sich aufraffte aus dem Stroh. Nie hatte sich eines Menschen Erwartung vollkommener bestätigt, als Raphaels: der schwarze Bursche war kein anderer als der Mephistophel, dessen Erschrecken sich durch lautes Geheul ankündigte.

Die Schläge des Hauptmanns machten ihn eher schweigen, als es Raphaels Anrede hätte thun können. Der Mohr legte sich zu den Füßen des Magisters, wie ein demüthiges Kameel. Der Hauptmann zog sich auf einen Wink vor die Thüre zurück, und Raphael sagte: „Ich komme vom König." — Diese Anrede klang wie Silberton in die Ohren des Negers. — „Alles Glück sey mit Dir, wenn Du mir Gutes bringst," sagte er zum schuldigen Danke. — „Die Gnade des Königs bringe ich, in so fern Du die Wahrheit reden willst," erwiederte Raphael mit arglistiger Sanftmuth, aller christlichen Gesinnungen vergessend: „Willst Du Alles bekennen?" — „Ja, ja, Mann der Milde; ich will." — „Du hast dem König eine Wunderarznei gesendet, die vor langen Jahren mein gewesen? — „Ja, Herr. Ich hatte sie aus dem Schranke Deines Bruders entwendet und im Walde vergraben. Das Leuchten der Essenz, das ich im dunkeln Schranke bemerkte, verrieth mir die Beschaffenheit der Wundertinktur, die auch Gontar da Ripedo gehabt, aber auf einer Reise in der Tartarei verloren. Als ich von Dir mich trennte, holte ich den Schatz." — „Was fingst Du damit an?" — Zuvörderst trank ich viel daraus. Du siehst, daß ich noch bin, wie ich zu Frankfurt gewesen." — „Das sehe ich. Und was weiter?" — „Ich habe davon verkauft, tropfenweise; ein Jahr Leben im Durchschnitt zu fünf Dublonen gerech=

net. Hab's auch verfälscht und gewässert verkauft. Ich habe vergeudet, was ich dabei verdient; ich armseliger Narr!" — „Bist viel gereist?" — „Durch aller Herren Länder, bei Christen und Heiden." — „Bist lange zu Paris? — „Ein paar Wochen wird's seyn. Zu meinem Unglück kam ich hieher." — „Du hast Diamanten gestohlen?" — Der Mohr schwieg und spielte mit seinen Fesseln. — Warum hast Du sie gestohlen? Gesteh' es; Dein Leben hängt davon ab." — „Ei nun: ich will offen seyn. Das Elixir ging zu Ende, und ich wollte mich daran machen, einen Nachguß zu bereiten. Ich hatte keine Jahalom; ich brauchte deren unerläßlich. Der Juwelier hatte ihrer weit mehr als nöthig. Daher ... jetzt weißt Du Alles." — „Ja, und Du wirst gehenkt werden. Erinnerst Du Dich auch Deiner eitlen Schwüre in Darmstadt?" — „O ja; Prophetenworte aus unbesonnenem Munde. Verzeihe mir, Magister Raphael. Verzeih' und hilf mir. Die Essenz dient nicht gegen den Strick; hilf Du!" — „Ich will's; aber was reichst Du mir zum Lohne?" — „Zum Lohne? Ich hab' dem König schon den Rest des Elixirs geschenkt. Der kranke Herr kann noch drei Jahrhunderte wenigstens daraus lecken. Der Lohn ist groß genug; ich zahle nur einmal." — „Nach Deinem Gefallen. Aber was die Fürsten haben, geben sie nicht mehr zurück, und Du wirst demungeachtet sicherlich aufgeknüpft." — „Das wäre himmelschreiend. Und mein Hals ist reizbar... und ich lebte so gern...! Hilf mir, Herr, wenn Du mir vergeben hast!" — „In Deiner Lage ist mir Vergebung Pflicht. Weiter thue ich jedoch nichts. Ich bin zwar des Königs Arzt. Ein Wort und Zeugniß von mir, und Deine Ketten fallen. Hast Du aber nichts, mich würdig zu belohnen für den Schaden, den Du mir bereitet, unverschämter Dieb, und für den Dienst, den ich allein Dir leisten kann, so magst Du zusehen. Du bist der alte nichtswürdige Kopf, und

verdienst mein Mitleid nicht." — Raphael rief dem Hauptmann, und schickte sich an, fortzugehen. Da streckte Mephistophel die gefesselten Hände mühsam nach ihm aus, und bat flehentlich um einiges Gehör. Nachdem der Aufseher sich wieder entfernt, hob Mephistophel verdrießlich an: „Was soll ich Dir geben? Gelt, das Recept?" — „Ha, ha! wahrlich, mir ist um den eingebildeten Schatz gar nicht zu thun. Wenn Du indessen von den Diamanten Dufaure's noch irgendwo verborgen hättest . . .?" — „Ach, Herr: der Richter hat mir alle abgenommen. Aber das Recept hab' ich gerettet." — „Wie so? . . ." — „Es steckt in einem Gürtel auf meinem bloßen Leibe . . ." antwortete der dumme Neger unbesonnen, und biß sich gleich darauf in die Lippen. Raphael sagte aber: „Ränke und Betrug, mein guter Freund. Du möchtest mich zum Narren haben wie vor dreißig Jahren. Ich bin jedoch alt und erfahren genug . . ." — „Und geizig genug," höhnte Mephistophel bitter: „Wenn ich Dir aber schwöre, daß ich das Recept habe, daß ich Dir's geben will? jedoch nicht zum voraus geben. Eine Hand wäscht die andere. Gib mir die Freiheit, und empfange den Zettel." — „Du täuschest mich." — „Ich will jetzt in allem Ernst gehenkt seyn, wenn ich lüge." — „Mephistophel, wenn ich Dich untersuchen ließe?" — „So würdest Du meine Worte bestätigt finden; nur würde alsdann der Schatz nicht Dein gehören, sondern des Königs oder eines andern seyn. Ich würde ausschreien vor aller Welt mein Geheimniß und Deinen Hunger nach demselben." — „Das traue ich Dir zu, wenn es Dich gleich nichts nützen würde. Also: Du meinst . . .?" — „Den Freibrief in meine rechte Hand, und in Deine linke lege ich dann das Recept, das Du verlangst, zur Abschrift nämlich, zur Abschrift. Mußt mir aber die Hände frei machen lassen. Ich kann mich ja nicht rühren." — „Kannst Dich nicht rühren? wahr=

lich nicht? Armer Schelm! Dir soll geholfen werden; aber halte Wort!" — „Du gehst, Mann des Adels und der Barmherzigkeit? Wann, wann kehrst Du zurück vom König?" — „Alsobald. Laß Dich auf gute Gedanken bringen, bereue Deine Schuld an mir, und halte Wort, sonst vernichte ich des Königs Freibrief, und wäre er von A bis Z von der eigenen Hand der Majestät geschrieben." — „Ich halte Wort, guter Herr." — „So freue Dich also Deiner baldigen Erlösung!" — Raphael verschwand mit dem Hauptmann hinter der zurasselnden Thüre. Mephistophel sagte frohmüthig zu sich selber: „Das hab' ich wacker eingefädelt. Ich will dich lehren, geiziger Arzneikolben, dich bezahlt zu machen für eine Gnade, die ich dem König schon artig verzollt habe. Was auch blieb mir übrig, um nicht sterben zu müssen? Aber dem Magister, der mir meinen ersten Streich doch nicht von Herzen verzeihen wird, ihm will ich einen zweiten spielen! Seyd nur erst wieder frei, ihr geschäftigen Hände! dann zeigt dem weisen Herrn, wie ein Papier im Augenblick, da man es hinreicht, verschwinden und an sicherm Ort anlangen kann. Ich werde nichts verlieren bei dem sogenannten Tausch! — Da kömmt der Hauptmann zurück. Gewißlich werden sie mich jetzt mit größerm Respekt behandeln."

Der arme Tropf hatte fehlgeschossen; der Betrüger war betrogen. Der Hauptmann trat auf mit wenigen Trabanten, die sich ohne weiteres auf den Mohren stürzten, ihn knebelten, fest banden, und, seiner Ketten entledigt, in den Hof trugen, wo ein guter Strick vom Heuboden herunter hing. Mephistophel, geschnürt wie ein Waarenballen, starb, ohne ein Wort, ohne eine Geberde versuchen zu können. Erst, wie alles zu Ende, trat Raphael aus dem Schatten hervor, und ließ sich die Leiche sammt der Kleidung ausliefern. Als er triumphirend den elenden schwarzen Gürtel vom nackten Leibe des

Hingerichteten nahm, und nach einigen Messerschnitten das Recept aus dem Leder zog, fragte der Hauptmann: „Was ist auf dem Zettel? Das muß in den Bericht von der Henkerei.“ — „Ein zauberisch Amulet,“ versetzte schnell und unbesonnen der Magister: „das Leben des Königs ist davon bedroht worden. Ich gehe, es zu vernichten, und der König wird genesen.“ — „Lang' lebe König Carl!“ schrieen die Soldaten dem Meister Paracelse nach; und Meister Paracelse war davoneilend der glücklichste Mensch von Paris, von der Welt. Den König retten, zu dessen Leibarzt emporsteigen, unerhört reich werden durch das endlich errungene Geheimniß — welche Aussicht, welch' ein Jubel für den Ehrgeizigen! — Er hatte zu Vincennes einen bösen Trunk gethan. Gleich dem Lethestrom hatte das Elixir alle Warnungen der Vergangenheit aus Raphaels Gedächtnisse getilgt; seine zärtliche Liebe zu Louison hatte nicht weniger gelitten. Er gehörte ihr und seinem Kinde nicht mehr an: er war dem Stolz, dem Uebermuth, dem Streben nach Gold und Wohlleben anheimgefallen. Während er, von dreisten Entwürfen voll, die Mumie bereitete, — und um keinen Augenblick zu verlieren, seines Bertrams Diamanten mit ungetreuen Händen aus ihrer Fassung brach, und in den Tiegel warf, die Unsterblichkeit daraus zu ziehen, trauerte Louison, und er kümmerte sich nicht darum. Vor einigen Tagen noch ein frommer Christ, trug er jetzt das Gewicht einer Blutschuld auf dem Gewissen; vor kurzer Zeit noch ein freigebiger Vater und ehrlicher Treuhänder, war er jetzo ein geiziger gewinnsüchtiger Laborirer, ein Verschwender fremden Guts geworden, und dachte obendrein, vollkommen recht zu thun, und bald hundertfach ersetzen zu können, was er seinem Weibe an Liebe, seinem Sohne an Hab und Gut entzog. — Mittlerweile verging die Zeit, und der König näherte sich dem Tode. Umsonst flößte Raphael die Mumie über die Lippen des Sterbenden . . .

Carl löschte aus am Busen seiner alten Amme, und seine letzten Worte waren Verwünschungen gegen Mutter und Brüder, Drohungen gegen seinen ersten und letzten Arzt, und jämmerliche Klagen über die tausend Mordthaten, die ihn der Verdammniß reif gemacht.

Nun erhob Paré seine Stimme und klagte den deutschen Meister an. Er sagte auf seine Ehre aus, Raphael habe dem König als ein Mörder mit schwarzen Künsten heimgeholfen; Katharina von Medicis, ihre Freude über des verhaßten Sohnes Ableben zu bemänteln, befahl eine strenge Untersuchung. Die Sorbonne klagte ihrer Seits den Magister irrthümlicher Lehren und lügnerischen Vorgebens an. Die gelehrten Franzosen waren neuerlich erst inne geworden, daß der Doktor Theophrast bereits vor mehr als dreißig Jahren gestorben; daß also der Dreißiger Raphael nicht dessen Schüler gewesen seyn könne; daß — wäre er's gewesen — nur ein Bund mit Geistern des Abgrunds die Jugend in seiner Person hätte aufrecht halten können, aller Ordnung der Natur zum Widerspruch. — Anfangs lachte Raphael der Vorzeichen des Sturms. „Feinde sind eine unzertrennliche Gesellschaft des Ruhms," pflegte er zu sagen, und hielt dem Ungewitter Stand, bis ihm von unbekannter Hand die Nachricht zukam, er habe sein Haus zu bestellen und sich davon zu machen, wenn er nicht im Kerker den Platz jenes Negers einnehmen wolle, mit dessen Leibe und Gebeinen er, Paré's Versicherungen zufolge, schändliche Höllenexperimente getrieben, um den König zu verderben. — Da erwachte der Magister plötzlich aus seiner stolzen Sicherheit; da sah er der Gefahr in's glühende Auge. Er wollte entfliehen; Louison, die Fülle ihrer Hingebung nicht verläugnend, wollte ihn begleiten . . . doch war's zu spät. Seines Hauses Zugänge fand er bewacht und verrannt. Kaum blieb ihm noch Zeit, sich mit den Seinigen zu letzen. Die Häscher der alten Kö-

nigin führten ihn in die strengste Haft. — Sein ganzes Haus wurde von oben bis unten durchsucht. Neben seinen Schriften und Präparaten fanden die Commissäre das geheimnißvolle Gefäß, worinnen der Magister das Wunder=Elixir angesetzt hatte. Es war von ihm hermetisch verschlossen und mit der Inschrift versehen worden: „In dieser Flasche sind die Geister Salomonis gefangen. Wehe dem Unbesonnenen, der sie zu öffnen wagt!" — Diese Aufschrift, die nur bestimmt gewesen, irgend eine unbescheidene Hand abzuschrecken, die vielleicht versucht worden wäre, das Glas zu öffnen und den Gang des noch lange nicht vollendeten chemischen Processes zu stören, gab einen Beweis mehr für das böse Treiben des Magisters ab. — So war denn nun zum zweitenmale der Schatz, der Raphaels Geist mit Taumel befangen, seinen Händen entrückt und in feindlichem Gewahrsam. Der ganze Schatz war es; denn Raphael hatte das arabische Recept des Elixirs gleich dem griechischen Gebrauchszettel in der Deckelhöhlung der Flasche verborgen, und daher wider Willen sein ganzes Geheimniß preisgegeben. — Doch war sein Geschick mehr den Theologen als den Arzneikundigen anheimgestellt, und die Doktoren der Sorbonne — nachdem sie den Magister wegen der „Geister Salomonis" vernommen, und seine Erklärung, es sey in der Flasche nur ein gährender, aber an der Luft sich mit Donnerknall entzündender Stoff verschlossen, niedergeschrieben hatten — beeilten sich, den geheimnißvollen Topf, so wie er war, mißtrauisch und mit dem Anathema beladen, in die Fluthen der Seine zu begraben. — Blieb doch ihre Anklage aufrecht, auch ohne das **Corpus delicti**, und fehlten doch nicht anderweitige Zeugnisse, des Magisters schwere Schuld an den Tag zu bringen. Der Hauptmann des Châtelet bezeugte, den zauberischen Talisman, womit vermuthlich Raphael den

König um's Leben gebracht, in des Magisters Hand gesehen zu haben. Beaufire und seine Gattin beschworen, daß Raphael der Letztern Sinne und Herz mit magischer Kunst berückt; der einfältige Bardou gab zu, daß der Professor seiner Nichte den Schlafwandel angehext, um sie zu gewinnen. Die arme Louison selbst wurde von den Richtern dermaßen eingeschüchtert, daß sie aussagte, es möge Raphael wohl mittelst eines Zaubers ihre Liebe erweckt haben, denn sie habe dieselbe urplötzlich in ihrer Brust wahrgenommen, und werde sich niemals davon losmachen können. Eine Aussage der Gräfin Thiars über Raphaels seltsame Jugendfrische und über sein wahres Alter wurde derselben abgeschmeichelt und abgezwungen. Lügen aller Art wurden endlich bestätigt, bald von dreisten Feinden, bald von schüchternen Freunden des Angeklagten. Unter diesen mannigfaltigen Stimmen ertönte leider auch die des Sohnes Bertram, der seine Diamanten zurückforderte, und natürlich nicht erhielt, seinen Vater verwünschte, und, ihm zürnend, nach den Niederlanden umkehrte. Hoch über alle Anklagen schwebte Paré's Beschuldigung, daß der König Carl von dem Meister Paracelse eigentlich hingerichtet worden sey. Aber gerade diese mit so viel Ueberzeugung ausgesprochene Anklage, — wenn sie auch die Richter zum einstimmigen Todesurtheil veranlaßte, rettete dem Magister das Leben. Katharina und der neue König Heinrich, denen der Tod ihres Sohnes und Bruders keinen geringen Nutzen bereitete, bewiesen sich — den deutschen Arzt in strengem Verdacht behaltend — auf ihre Weise dankbar. Sie begnadigten ihn, auf die dringende Fürbitte der getreuen Louison, vom Tode, und verhängten lebenslängliche Kerkerstrafe über ihn.

Aber nun, da der Krieg, der belebende und zeitvertreibende Krieg des Beklagten mit seinen Richtern — im Angesicht von Folterkammer und Schaffot —

zahllosen Verhörscharmützeln ausgefochten; nun, da von der Majestät des Herrschers selbst das Loos des Armen entschieden worden, — nun begann erst für ihn die Zeit der Leiden. Ein finsterer Kerker, wäre er wie eine Nußschale groß — hat unermeßlichen Raum für Thränen und Klagen; ein Tag, so kurz dem Fleißigen, ist so lang für den müßigen und einsamen Gefangenen; und solcher Tage sollten unzählige, ohne Ende seyn für Den, der vom Diamanten-Elixir so oft und viel getrunken!

Siebentes Kapitel.

Im Kerker und auf der Bettelfahrt.

1575 — 1593.

In einem elenden Loche zehn Fuß tief unter der Erde liegen, auf elendes Stroh gebettet seyn, durch das schmale Gitterfenster des Verließes nichts sehen, als dann und wann einen bleichen und abgenützten Lichtstrahl, der, gleichsam verhöhnend, über steile Dächer und an schmutzigen Wänden niedergleitet, dem Gefangenen die ganze Abscheulichkeit seiner Lage anschaulich zu machen; Frau und Kind haben, ohne sie umarmen zu können, nach der Zerstreuung des Studirens dürsten, und nicht Lampe, nicht Bücher haben, von jeder Gesellschaft getrennt seyn, und allein die quälendsten Erinnerungen als Gefährten dulden müssen, ist ein allzuentsetzliches Loos, als daß es gleich mit Standhaftigkeit ertragen werden könnte.

Raphael war nahe daran, seinen Verstand zu verlieren. Er bezahlte theuer den kurzen Traum eines wundersam bevorrechteten Lebens. Das Schicksal züchtigte ihn unbarmherzig für den wiederholten Frevel, die Satzungen der Natur umkehren zu wollen. Wie oft beneidete er die Todten! Wie vielmal sehnte er sich nach der unaufhaltsamen Zerbröckelung des Greisenalters! Im wirren Schlaf, der ihn umfing, überraschten ihn oft Traumgebilde, die — schrecklich für Andere — ihm eine Wohlthat schienen. Er erblickte sich dann in großen Sälen, die voll von Spiegeln hingen, und ein jeder der letztern zeigte ihm freundlich irgend ein Gebrechen des Alters an seinem Körper: einen nackten Schädel, einen zahnlosen Mund, schlotternde Glieder, den Rücken krumm gebogen und nach der Grube sinkend . . . — Er kannte sich dann nicht vor Freude. „Ich welke hin, ich sterbe ab!" frohlockte er: „Geduld, Geduld, mein Alter! es wird schon werden!" — Oder er saß auf seinem eigenen Grabstein, und las darauf die Worte, die er in Paracelsi Denkmal gemeißelt: „Den Begrabenen die ewige Ruhe!" — Oder — wenn er auch niemals vom goldenen Himmel, dem Aufenthalt der Seligen, träumte — so begegneten ihm doch alle Gestorbene, um die er je getrauert, und bewillkommten ihn als ihres Gleichen, und sein Leichentuch stand ihm so schön! War aber des Traumes kurze Freude dahin, und prüfte Raphael, Hoffnung schöpfend, mit leisem Finger seinen Herzschlag, so klopfte dieser voll und jugendlich und ungeschwächt. War's manchmal licht genug in seinem Kerker, daß er im Spiegel seiner Wasserschale sein Antlitz errathen konnte, so schaute ihn immer wieder das gleiche unveränderte Gesicht an. Welch' ein seltenes Unglück war aus seinem seltenen Glück für ihn erwachsen! — Unzähligemal hatte er versucht, freiwillig zu verhungern, oder sich mit seinen Fesseln zu erwürgen, aber bald war's Mephistophels hohnlachendes Gespenst,

das ihm den Mund mit Brod füllte, und ihm zuschrie: „Lebe, lebe zur Vergeltung!“ — bald war's auch eines Engels Licht=Erscheinung, die ihm sanft die Fesseln aus den Fäusten wand, und ihm tröstend zusprach: „Lebe in Hoffnung; vergrößere nicht die Last Deiner Sünden!“ — Nach und nach kam der Engel häufiger zu ihm; nach und nach blieb Mephistophels häßliches Gespenst gänzlich aus. Das geschah hauptsächlich, weil auch vor seinem Kerker draußen ein Engel in Fleisch und Bein für den armen Raphael wachte und betete. — Louison hatte die Herzen der Kerkerhüter zu rühren gewußt. Alltäglich kam sie in den engen schmutzigen Hofraum, ob's regnete, ob's schneite, und weckte mit halblautem Gesang den Brütenden. Ihr Lied war freilich nicht heiter, aber in seiner Traurigkeit lag ein tröstender Zauber. Es machte den Gefangenen weinen, und erst, nachdem er geweint, konnte er sprechen; erst seine Thränen machten sein Auge klar, daß er den Schatten seines Weibes längs dem Fenstergitter unterscheiden mochte. Louison kniete dann am Gitter nieder, sie zwängte ihre Hand durch die rauhen Stäbe, um dem Gatten zu winken; sie hauchte ihm den Gruß der Liebe zu. Wurden auch ihre Kniee endlich wund, wie ihre Hände, dennoch ließ sie nicht ab. Der giftige Brodem des Kerkers schreckte sie nicht zurück, sie kam wieder und immer wieder, und manchmal brachte sie mit sich den kleinen Ludwig, der sich lange fürchtete, seine Händchen durch das Gitter zu stecken, und dem Vater zu rufen, den sein Auge niemals sah, wenn auch seine Ohren öfters dessen dumpfe Stimme vernahmen, wann sie Dank und Segen für so viele Liebe aus der finstern Gruft emporsendete. — Die Engelwache innen und außen, läuterte endlich des Gefangenen Seele wieder, daß er abstand von dem bösen Gelüste der Selbstvertilgung, und ruhiger die Stunden zählte, die zwischen Louisons Abschied und ihrer Wieder=

kehr verflossen. Er befreundete sich mehr mit seinem Aufenthalte; der Ketten Geklirr wurde ihm erträglicher; er gedachte seiner Feinde mit Versöhnlichkeit. Er begann seinen Rachedurst, dem er den Mohren geopfert, ernstlich zu verabscheuen. Ergebung in die schweren Leiden, die ihn, nicht ohne eigene Schuld, betroffen, gaben ihm den Frieden. Er beugte sein Haupt in Geduld. Noch einmal heiligte ihn Louisons unerschütterliche Treue, ihre Sanftmuth, ihr Vertrauen in eine höhere Fügung. —

Indessen folgten Monate auf Monate. Die finstere Weihnacht, die grünen Ostern hielten unabänderlich ihren Kreisgang, und kamen immer wieder, und die Lage des Gefangenen änderte sich in keiner Weise. Es war Krieg geworden und wieder Friede, und dann abermals Krieg. Die Hugenotten und die Ligue zerfleischten Frankreich; der König war von Paris entflohen; die Guisen waren ermordet worden, die Sorbonne hatte die Franzosen von ihrem Eid gegen Heinrich den Dritten entbunden, Katharina von Medicis war gestorben, der König selbst zu St. Cloud erstochen worden. Wer hätte sich im Gewühle solcher Begebenheiten eines armen vergessenen Gefangenen erinnern sollen? Wer, als Louison allein, die mit bitterer Noth kämpfte, die mit Mühe das Häuschen behaupten konnte, das ihr der alte Bardou, der inzwischen heimgegangen war, hinterlassen; das ihr die königliche Armee schon zweimal, bei der Einnahme der Vorstädte von Paris, verwüstet hatte? Die Arme, der eine Himmelskrone bestimmt war, indem sie auf Erden Mangel litt, erfüllte nichts desto weniger die allerbetrübtesten Pflichten einer Gattin und die Obliegenheit der Mutter mit seltener Stärke und Ausdauer. Was sie aufbringen mochte, um die Lage ihres Mannes in Nahrung und Bekleidung zu verbssern, wurde unverbrüchlich diesem Zwecke geopfert: gerige Gaben, aber jenseits angeschrieben, weit voraus den Prachtgeschenken, die menschliche Hände zu verleihen

vermögen. Ludwig, der zum Jüngling heranwuchs, war auf die Bitte der Mutter von einem biedern Handwerker zu Meaux in die Lehre genommen worden. Louison hatte sich zur völligen Einsiedlerin gemacht, um nichts an der Zukunft ihres Kindes zu versäumen; und wenn schon nur zu oft mütterliche Thränen ihr hartes Lager befeuchteten, und ihr Herz nur allzuschwer die Trennung von ihrem Sohne ertragen mochte, so pries sie sich dennoch glücklich, von nun an ihre Liebesfülle ganz allein dem Unglücklichen zuwenden zu dürfen, der ihr Gatte war. Ihrem unabläßigen Betteln und Flehen gelang es endlich, eines neu angestellten Kerkermeisters Mitleid dergestalt zu erregen, daß er ihr — nach vierzehn Jahren zum erstenmal — den Zutritt in ihres Gatten dumpfige Zelle gestattete. — Welch' ein Wiederfinden! — Welch' eine Freude in der Trauer! Ja, die Engelgute war erfreut, ihren Raphael, wenn schon in Fesseln, doch gesund und frisch und schön wiederzusehen. Sie gedachte nicht, wie Helena, ihres eigenen Verfalles . . . sie weinte nicht Thränen der Erbitterung, wie Helena. Sie zürnte nicht den finstern Mächten wegen der wunderbaren Erhaltung ihres Gatten; sie hielt dieselbe für ein gnädig Werk vom Himmel, und dankte ihm inbrünstig dafür. Ein Entzücken ohne Maß empfand auch Raphael bei ihrem Anblick! Mit Wonne durchforschte er ihre Züge, waren sie gleich von Jahren und Kummer zerrissen; ihre heiser gewordene Stimme war ihm die köstlichste Musik, und mit gläubiger Erkenntlichkeit nahm er Louisons Worte tief in sein Gemüth auf, als sie sagte: „Weißt Du, daß der gute Bearner unsere Stadt Paris belagert, und daß er geschworen hat, nicht von dannen zu ziehen, bis die Spanier verjagt, und die Thore ihm, dem König, geöffnet seyn werden? Auf den König steht meine Hoffnung gerichtet. Die meisten Bürger sind des langen Kriegs müde, und wünschen, dem guten Heinrich die

Thore zu öffnen. Es wird geschehen, glaube mir, und ich will die Erste seyn, die des barmherzigen Fürsten Kniee umklammert, um seine Gnade und die Freiheit auf Dein Haupt herabzurufen! — Dieses hörend, dünkte sich Raphael in seiner finstern Klause reicher, als der Herr beider Indien. Er umschlang sein herrliches Weib, und rief zum Himmel auf: „Du hast mir viele Prüfungen geschickt, Du lieber, Du strenger Gott; aber Du hast mir auch diesen guten Geist, diese getreueste Gefährtin gegeben, und ich fühle den Schmerz nicht mehr!“ — Dann küßte er seine Louison innig, da er sie entließ, und sagte zu ihr: „Komm bald, recht bald zu mir zurück, mein Herz. So lange Du bei mir, lebe ich, und zwar ein seliges Leben. Ohne Dich bin ich todt wie diese schwarze Mauer!“ — Sie gelobte ihm aus vollem Herzen die baldigste Wiederkehr, und schwankte, von der ungewohnten Freude bis in's Mark ergriffen, hinaus.

Und als die Stunde wieder kam, da sich Louison gewöhnlich einzustellen pflegte, überraschte den harrenden Raphael ein leichter Schlummer, der ihn weit hinausführte gen Salzburg in das Haus der Virgil Fröschlmoser, und er stand, wie schon einmal, wartend am Fenster, und sah dem muntern Spiel der Sperlinge zu, die auf einem goldenen Sonnenstrahle auf- und abtanzten. Und wieder, wie damals, weckte ihn aus Schlummer und Betrachtung ein Flittern gleich als von weichem Flügel, und ein weißer Glanz blendete sein aufgehendes Auge: es war jedoch nicht das wehende Tuch Euphemia's, sondern in der That eine blanke Taube, die sich an's Gitter des Kerkers hing und ein winziges grünes Reis aus dem Schnabel in die Tiefe fallen ließ. Sie blickte starr dem Zweiglein nach, bis der Gefangene darnach die Hand ausstreckte, schlug noch einmal mit dem Flügel, und stieg in die Luft empor. — Louison aber kam nicht.

Und am nächsten Tage, zur selben Frist, brachte abermals die Taube ihre grüne Gabe, und Louison kam wieder nicht.

Und am dritten Tage stellte sich die Taube wieder ein, und spendete den grünen Schößling, — und Louison kam abermals nicht... und die Taube und Louison kehrten niemals wieder.

Da begriff Raphael nur allzuwohl, was ihm widerfahren, und wie der Himmel zu sich genommen, die ihm angehörte, mehr als der Erde. Zugleich trat jedoch als ein Bote der Tugendhaften von neuem des Engels Erscheinung zu ihm, und verließ ihn nicht mehr, sein Trauern mildernd, seinen Busen kühlend. Die Schwermuth wich zwar ebenfalls nicht mehr von Raphael, doch wurde sie seine Freundin.

Worauf alle Welt vergessen, das fiel dem Hunger ein: er sprengte Raphaels Ketten. Der Hunger lief wüthend durch die Gassen des belagerten Paris, zernagte die Leichen derjenigen, die er in seiner Umarmung getödtet, stieß ihre Gebeine zu Mehl, und buk sich daraus sein schauerliches Brod. — Aber sogar dieses Brod des Todes wurde zu kostbar für die erachtet, die im Kerker schmachteten. Unfähig, die Kettenträger zu füttern, zerfeilten ihnen lieber ihre Gewalthaber das Zwanggeschmeide; sie öffneten ihnen lieber alle Thore, jagten sie lieber in die unwillkommene Freiheit hinaus, Alle, die unter solchen Umständen gern auf Kosten des Staats länger in Haft geblieben wären. — „Verhungere draußen im Sonnenschein!“ hatten die Wächter zu Raphael gesagt, indem sie ihn aus der Kerkerpforte stießen. Geblendet vom glanzhellen Tage, des Gehens entwöhnt, frei zwar, aber nur frei wie ein scheues Wildthier, das in unwirthliche Klüfte verjagt worden, irrte Raphael umher, ohne die Stütze eines Menschen, in einer Stadt, die er nicht mehr kannte von dem Elend und der Zer=

störung, die ihm auf jedem Schritt begegnete. Wie ein Kind nach der Mutter, so hätte der verlassene Mann nach Louison schreien mögen. Jetzt erst verstand er die ungeheure Noth, die sein getreues Weib hatte ertragen müssen, und die sie ihm niemals verrathen; erst jetzt faßte er im ganzen Umpfang, was er an ihr verloren, und nicht einmal ihr Grab war zu finden. Seitdem die Kirchhöfe Speiseplätze geworden waren, hatte man die zahlreichen Opfer des Tags in großen Gesammtgruben zu bestatten angefangen. „Nicht einmal ihr Grab!“ seufzte Raphael: „so ist denn auch sie, die Unvergleichliche, nur eine zarte Blume gewesen, die an meiner heißen prometheischen Brust verdorren mußte, ohne daß mir erlaubt wäre, nur ihren Staub zu sammeln! — Nicht einmal ihre Asche, nicht einmal ihr Grab zu finden!“ So klagte er voll der äußersten Betrübniß, die er endlich nur damit beschwichtigte, daß er sich unschwer überredete, die Tadellose müsse mit Leib und Seele in ihre eigentliche Heimath aufgestiegen seyn.

Er lebte nun vom Schmerz einen Tag lang; von der Hoffnung eines leider späten, aber doch endlichen Wiedersehens einen zweiten; am dritten jedoch quälten ihn ohne Erbarmen die Bedürfnisse des gewöhnlichsten Menschen: der Hunger, der Durst. — Unfähig, der Verwesung eine ekelhafte Speise abzujagen, durchkreuzte Raphael, wie manche Tausende es thaten, regellos die Stadt. Während andere die Thüren erbrachen, hinter welchen die vorrathsreichen Bürger saßen, bettelte Raphael um ein wenig Nahrung. Umsonst. Wer hatte, gab nichts; wer nichts besaß, zeigte seine leeren Hände. — Da gerieth der Hungernde vor ein ansehnliches Gebäude, dessen Thüre klaffte, und aus dem Spalt zog ein schwacher Geruch, als wie von Fett oder ähnlichen genießbaren Substanzen. Raphael konnte nicht widerstehen; er glitt durch die Oeffnung, stieg die Treppe hin-

an, folgte dem Geruch. In einem kleinen Saale, am runden Tisch von Eichenholz, unter Wappengetäfel und kriegerischen Zeichen, saß eine Familie: der Hausvater, seine Gattin, zwei erwachsene Töchter, und ein ganz kleines Mädchen von vier bis fünf Jahren. Sie aßen hastig, gleichsam verstohlen, und stutzten sehr, als Raphael die Thüre zurückschob, und demüthig sagte: „Etwas für den Hunger, um Gotteswillen!“ — Der Hausherr streckte schon mit unwilligen Mienen den Arm befehlend aus. „Weiche von hinnen, schnöder Bettler!“ war schon auf seiner Zunge. Doch wurde sein hageres Gesicht noch weißer, und sein Arm sank nieder, und die Hausfrau schrie gellend auf: „Ein Gespenst! der deutsche Doktor! hinaus, hinaus! es will uns tödten, das Gespenst!“ In voller Flucht eilten die Töchter der Mutter nach; ihnen folgte mit den Kennzeichen eines nicht geringen Schreckens der Mann und Raphael hörte, wie er hinter sich die Thüre verriegelte, durch welche Alle in die Nebengemächer entronnen waren. Das Kind blieb allein zurück; sie hatten es vergessen, die Furchtsamen. Während Raphael traurig an den Wänden umherschaute, während sein Blick den Bildern des Ritters von Beaufstre und der jungen Euphemia begegnete, die ihn leicht den Ort, wo er sich befand, und den Beweggrund des Familienschreckens errathen ließen . . . näherte sich dem ungebetenen Gast die Kleine unerschrocken, ganz gegen anderer Kinder Gewohnheit lächelnd, und bot ihm ein Stück Brod, ein Stückchen Fleisch. „Iß, guter Mann,“ stammelte sie, „nicht wahr, weil ich Dir zu essen gebe, thust Du dem Vater und der Mutter und uns Allen nichts zu leide?“ — „Gewiß nicht,“ erwiederte Raphael, die Gabe nehmend und das Kind auf seine hellen Locken küssend: „sey bedankt und Gottes Segen mit Dir! Grüße Deine Eltern von dem Raphael; kannst Du den Namen merken?“ — „Raphael? ja freilich. Er gefällt mir wohl?

— „Sag' ihnen," fuhr der Bettler fort, „daß sie zwar mein Unglück auf der Seele haben . . ." Doch unterbrach er sich bei dieser Stelle, zu sich sprechend: „Warum soll ich dem holden Wesen ein bittres Wort gegen Vater und Mutter in den süßen Mund legen? — Nein, mein Kind, sag' ihnen nichts von meinem Unglück: melde ihnen nur meinen Dank für diese Labung. Ich bin sehr hungrig. Jedoch danke ich Dir selber vor Allen . . . wie heißest Du?" — „Euphemia, guter Mann." Das Kind ließ nicht ab, den Raphael zu betrachten. — Dieser seufzte tief, als er den Namen hörte. — „Ist Deine Großmuteer nicht schon lange todt?" fragte er zögernd und leise. Das Kind sah befremdet empor. „Hab' sie nie gesehen, guter Mann. Die Mutter sagt, die Großmutter sey schon lange fort, nicht todt, aber fort, weit fort. Sie hat mir versprochen, mich, wenn nicht mehr Krieg ist, zur alten Großmutter zu führen . . ." — Das Kind hätte gern noch mehr und viel zutraulicher geplaudert, aber die Familie hatte sich indessen erinnert, daß sie in der Angst die arme Kleine bei einem Gespenste zurückgelassen, und drei weibliche Stimmen zeterten hinter der Thüre: „Euphemia, lebst Du noch, mein armes Kind?" — Während nun die Kleine sich den Stimmen zuwendete, und lachend ihr: „Ja, ja, kommt, seht mich an!" den Erschreckten zurief, machte sich Raphael davon, da er um nichts in der Welt noch einmal mit seinem ehemaligen Freunde und seiner gewesenen Herzensfreundin hätte zusammengerathen mögen.

Auf der Gasse wurden eben viele Haufen von Menschen mit Waffengewalt zusammengetrieben, und entlang den Häusern gejagt. Raphael kam in einen solchen Wirbel hinein und theilte das Loos der Andern. „Was gibts?" fragte er einen Zerlumpten an seiner Seite. — „Jetzt geht's hinaus," antwortete dieser. — „Wo hinaus?" — „Aus Paris; die Schurken jagen uns in's

feindliche Lager." — „Wen?" — „Nun: uns und Alle, die keine Lebensmittel haben." — „Desto besser ja: wir werden außen weniger in Gefahr seyn, zu verhungern." — „Möglich; aber die Ketzer dürften uns leicht über die Klinge springen lassen." — „Nicht doch." — „Ihr habt leicht reden Ihr seyd ein junger starker Mann, und werdet's beim Bearner gut haben, wenn Ihr Dienste nehmen wollt. Schaut dagegen meinen lahmen Arm. Ich bin nichts mehr nütze in der Welt der Tod steht hinter mir . . ." — „Glücklicher!" dachte Raphael, und wünschte wahrhaftig, in's feindliche Lager zu treffen, um durch eine Kugel vom Leiden erlöst zu werden. — Aber statt auf Feindes Grausamkeit, stießen die Auswanderer in Heinrichs Lager auf die barmherzigste Hülfe. Der Fürst befahl, sie Alle — viertausend an der Zahl — wohl aufzunehmen, mit redlicher Kost zu bewirthen und ungehindert ziehen zu lassen, wohin sie verlangen würden. — Bevor er irgend einem andern Gedanken Raum gab, trachtete Raphael nach seinem Sohne Ludwig, und eilte nach Meaux. Die kleine Stadt war einem großen Feldjager zu vergleichen. Der Herzog von Parma, aus den Niederlanden und der Ligue zu Hülfe kommend, hatte Meaux und die Umgegend mit einem beträchtlichen Corps spanischer Truppen besetzt. Raphaels Eintrit in die Stadt wurde von einem neuen Unfall begleitet. Die Wachen, die sein frisches und munteres Aussehen nicht mit seiner elenden Tracht und mit dem Vorgeben, daß er der Pariser Hungersnoth entlaufen, zusammenreimen konnten, hielten den Reisenden als einen Spion fest, und schleppten ihn in das Quartier ihres Obersten. — Dieser Offizier ging eben mit einigen seiner Waffenbrüder vor seinem Hause auf und ab und scherzte und plauderte lustig nach Soldatenweise. So wie ihm indessen der sogenannte Spion vorgestellt worden, verstellte sich sein lachendes Gesicht in ein höchst

betroffenes. „Wer . . . wer bist Du?“ fragte er mit dem größten Befremden, und es sah aus, als ob der tapfere Kriegsmann sich fürchtete, dem Spion um einen Schritt näher zu treten; vielmehr wich er zurück. Die Stimme des Obersten, mehr als dessen halbverwittertes Aeußere, sagte dem armen Raphael, wen er vor sich habe, und mit demüthiger Rede hob der Flüchtling auf deutsch zum Spanier an: „Kennst Du Deinen unglücklichen Vater nicht mehr, lieber Bertram?“ — Worauf der Oberste, heftig erschreckend, ihm mit einer stolzen Geberde Stillschweigen auferlegte, zerstreuten Wesens seine Gefährten entließ, und den Vater mit sich in's Haus, in den geheimsten Winkel desselben nahm. „Um Gottes Barmherzigkeit willen!“ sagte er mit gedämpftem Tone und mit einer Mischung von Zorn und Bestürzung: „Bist Du's wirklich, der da vor mir steht? Mann des Räthsels, bist Du ein balsamirter Leib, der umhergeht mit Jugendprangen, ein betrügerisches Leben heuchelnd, oder wärest Du der Geist meines verstorbenen Vaters, den die Untreue, so er an mir begangen, nicht ruhig im Grabe läßt? Bringst Du meine Diamanten mir zurück?“ — Diese harten Worte verursachten, daß halb erloschene Erinnerungen wieder mächtig in dem armen Raphael aufstrahlten; jenes prächtige Halsband funkelte wiederum lockend vor seiner Phantasie, daneben brannte das göttliche Elixir in düsterm Schimmer, und das Rezept hiezu, obgleich so lang' verloren und vergessen, stand wunderschnell mit feurigen Zügen in Raphaels Gedächtniß eingezeichnet. — „Deine Diamanten sind dahin,“ antwortete er dem Sohne: „ich hatte sie Dir entwendet, um sie zehnfach Dir zurückzustellen; nun das sollte nicht seyn. Laß aber sehen, ob ich Dir den Verlust nicht ersetzen kann.“ Hierauf sprach er dem Obersten von dem Elixir und seinen Eigenschaften, erbot sich dem Sohne das Geheimniß zu lehren, und verlangte dafür nur eine Mahl=

zeit für seinen Hunger, und die Freiheit, seinen Sohn Ludwig aufsuchen zu können. — Bertram, der anfänglich mit gerunzelter Stirne, aber ohne zu unterbrechen, zugehört hatte, wurde nach und nach böse, so daß er, noch härter als zuvor, herausfuhr: „Ich sehe nun, daß Du lebst; denn Gespenster werden nicht wahnwitzig. Dich haben jedoch Deine Sünden und deren Strafe um den Verstand gebracht. Wohl Dir, wenn Du wirklich im Kerker gestorben wärest, wie man mir schon lange berichtet hat. Da nun aber dem nicht so ist, so schleppe hin Dein Leben, wo Dir's beliebt. Nur wage nicht, irgendwo zu sagen, daß ich Dein Sohn sey. Die Leute würden mit Fingern auf mich deuten; sie würden sagen, ich hätte einen Vampyr zum Vater, der die Leichen junger Leute aus der Gruft stiehlt, um sich mit ihren Reizen zu brüsten. Ich würde vom Heere gejagt werden, wenn ich an Deiner Seite mich öffentlich zeigte. Du bist ein Wundergeschöpf irgend eines schwarzen Zauberers, das ist nicht zu läugnen. Aber ich will keinen Theil mehr an Dir haben. Du hast Unglück und Armuth über mein Haupt gebracht, um Deiner Untreue willen mußte ich, als mir im Kriege Alles entrissen worden war, auch noch die Braut verlieren, die meines Lebens edelste Hoffnung gewesen. O, mögen sie auf Deiner Seele brennen, meine Juwelen, wie satanische Kohlen! Geh' hin, ich brauche nicht Deine wahnsinnige Unsterblichkeit. Will's Gott, so verschafft sie mir mein Degen im Buch der Weltgeschichte; ob's mich gleich wundern sollte, da stets unglücklich zu werden pflegt, wer Dir angehört. Geh' hin, und bleibe, während meine Haare bleichen, jung bis in Ewigkeit; um desto länger werden die Qualen Deines Gewissens dauern, Du ungeheuerlicher Vater!“ — Wie vor dem Satan in Person nahm der zürnende Soldat die Flucht vor dem vernichteten Raphael, den wegzugehen Niemand hinderte. — „Es wird viel seyn, wenn mir nicht heute ein Unglück

begegnet'," murmelte der Oberst während des Tags gar oft in sich hinein. Der Abend rechtfertigte dieses Vorgefühl. Auf einer Streife, die Don Bertram anführen mußte, überraschte ihn eine fliegende Schaar der königlichen Truppen, und seine Soldaten brachten ihn nach einem heftigen Gefecht mit zerschossenem Beine in's Quartier zurück. —

Unterdessen hatte sich Raphael bei dem Gürtelmeister Taloche eingestellt, und den Lehrling Louis zu sprechen verlangt. „Louis?" fragte der ehrliche Handwerker: „ich habe deren einige in der Werkstätte. Louis Pichot, Louis Bardou...?" — „Louis Paracelse, wollt Ihr sagen," unterbrach ihn Raphael bewegt. — „Pst! pst!" erwiederte Taloche, und legte ihm ängstlich die Hand auf den Mund: „Sprecht den bösen Namen nicht so laut, junger Mann, daß ihn meine Arbeiter nicht hören." — „Ei, warum denn nicht, guter Freund?" — „Pst! noch einmal, schon um des guten Louis Bardou willen, schweigt, behaltet den Namen des Schwarzkünstlers und Königsmörders in Eurem Munde. Ich hatte den Jungen nur unter'm Namen seiner Mutter angenommen, und er kannte seit langer Zeit keinen andern mehr. Es hätte ja kein Gesell oder Lehrjunge neben ihm ausgehalten; ich hätte ihn wegweisen müssen, und es wäre Schade um ihn gewesen, denn er war ein braver Knabe." — Der Kummer, der sich des unglücklichen Vaters bemeistert hatte, als er vernehmen mußte, wie sein Name sogar zu Meaux in Bann und Acht gethan worden war, und wie selbst der Sohn ihn abgelegt und verläugnet — machte einem herben Schrecken Platz. — „Was sagt Ihr, Alter? er w a r . . . Louis w a r ein braver Knabe? Herrgott, so ist er nicht mehr unter den Lebenden?" — Taloche betrachtete seinen Mann mit Verwunderung, doch nicht ohne Theilnahme. Dann versetzte er freundlich: „Ei nein . . . nicht doch . . . dem wird ja wohl nicht also seyn . . . ;

die Sache ist aber . . . und ich will sie Euch nicht verhehlen, da ich errathe, daß Ihr von der braven Mutter an den braven Menschen abgeschickt worden seyd . . . die Sache ist, daß vor ein paar Tagen ein geistlicher Herr — ich meine ein Jesuit — gleichsam auf der Flucht hier angekommen ist, wo er sich vor den Königlichen, welche noch im Orte lagen, fein versteckte. Er war an mich gewiesen, und verlangte von mir einen vertrauten Führer nach Soissons. Da Louis Bardou schon oft selbige Straße eingeschlagen, weil ich ihn gern ausgeschickt habe, Messing von da zu holen, oder Arbeit hinzutragen, — weil ich dem armen Schelm nebenbei ein Trinkgeld gönnte, denn der Pater hatte Geld bei sich, und gab zu verstehen, er sey an einen deutschen Hof mit Aufträgen vom Legaten Kajetan und dem Jesuiten Bellarmine entsendet, — darum gab ich demselben den Louis mit, und habe diesen von Stund' an nicht mehr gesehen, obschon er bereits vorgestern hätte zurück seyn können." — Der Vater Ludwigs athmete wieder frei auf. „So wäre er ja nicht verloren," sagte er zu Taloche: „wenn der Junge brav ist, wie Ihr sagt, so wird er wohl den Weg zu Eurer Werkstätte wieder finden." — „Ja, ja, ich denk's, junger Mann. Mir thäte es leid um ihn und seine gute Mutter." — Raphael wischte sich verstohlen die bitterste Thräne ab. „Eben von der Mutter hab' ich dem Ludwig Botschaft zu sagen," fing er beweglich an: „wolltet Ihr mir nicht ein Plätzchen in Eurem Hause gönnen, wo ich den Knaben erwarten könnte? Ich möchte nicht gerne von den Spaniern gesehen werden, da ich einen ihrer Landsleute zu Paris hart mißhandelt habe, der vielleicht herauskommen könnte, weil der König die Belagerung aufhebt, wie man sagt." — „Bleibt immerhin," antwortete der biedere Taloche: „Ihr seyd gewiß ein Verwandter des guten Louis, den die heilige Jungfrau wohlbehalten heimbringen möge?" — „Ein naher Anver-

wandter.“ — „Noch einmal, bleibt. Die Spanier sollen Euch nicht zu sehen kriegen. Erzählt mir, wie's mit Paris und mit Ludwigs Mutter aussieht. So bringen wir die Zeit hin, bis der Ludwig wieder da ist.“

Raphael erzählte, was er in der Eile erfinden mochte, und verschwieg den Tod der wackern Louison. Aber mehrere Tage vergingen, und Louis traf nicht ein. Endlich sprach der Gürtler mit traurigem Achselzucken: „Jetzt kommt er nicht mehr, gewiß nicht mehr. Was gilt's, sie haben ihn zu den Soldaten genommen, wenn ihm nicht noch etwas Schlimmeres begegnet ist? Geht hin, junger Mann, und tröstet die Mutter, so gut Ihr könnt. Ich bin ein armer Handwerker, sonst wollte ich Euch schon länger behalten . . .“ — „Mit nichten, mein guter Freund: ich danke für die Gastfreundschaft. Lebt wohl, laßt mich meine Straße ziehen. Dem Louis aber — sollte er wiederkehren, . . . sagt einen Gruß von seinem bedauernswürdigen Vater, und daß seine arme Mutter gestorben . . .“ — „Jesus! und Ihr braver Mann, wie nenn' ich Euch dem Jungen?“ — „Fragt mich nicht, wenn Ihr nicht den Augenblick, da Ihr mich bei Euch aufgenommen, verfluchen wollt!“ Mit diesen Worten lief Raphael von dannen, und der wie versteinert am Boden haftende Taloche flüsterte, die Wahrheit errathend: „Das war der Zauberer! Sonderbar, daß in der Brust des Unholds eine Vaterempfindung wohnen mag!“ — Taloche fastete drei Tage, und bespritzte mit Weihwasser die Stätte, wo Raphael geruht hatte. —

Dem Letztern war nun freilich wieder die ganze Welt offen. Hätte er einen Thaler besessen, er hätte denselben in die Höhe werfen, und nach „Kopf oder Wappen“ die Richtung seiner Reise bestimmen mögen. Aber die Einsamkeit seines Daseyns war ihm unbeschreiblich lästig, und machte seine Wunden unaufhaltsam bluten. Er verlangte nach einem Herzen, an welches er sich klammern

dürfte. So verfolgte er denn die Spur seines geliebten jüngsten Sohnes. Von Ort zu Ort bettelnd, zog er Nachrichten ein, und diese fehlten ihm nicht. Wo er nur anfragte, hatte man den Geistlichen und den jungen Menschen gesehen, aber immerdar behielten sie einen weiten Vorsprung vor dem langsamen Wanderer. Allerdings schämte sich Raphael anfänglich des Bettelns, wenn er von den barmherzigen Gebern selbst auf seines Körpers Rüstigkeit aufmerksam gemacht wurde, und mehr als einmal machte er den Versuch, mit irgend einer Arbeit sein Leben zu fristen, seine Reise zu fördern. Doch verstand er nichts als seine arzneiliche Kunst, und wer hätte dem Fremden in den elenden Kleidern sein Vertrauen geschenkt? Er versuchte, bei einem Bader zu dienen, aber die Kunst hatte große Veränderungen erlitten, große Fortschritte gemacht, und mit Schrecken bemerkte der Arme, daß er unfähig geworden, etwas Neues zu lernen. Seine Hände waren sogar zu gewöhnlichen Arbeiten ungeschickt geworden. Die Unbehülflichkeit seiner Jahre that sich kund, seinem jugendlichen Aeußern zum Trotz. Er verlor Zeit und Mühe; wer ihn hatte gebrauchen wollen, schickte ihn bald wieder fort; von manchen Beschäftigungen trat er freiwillig zurück, seine Ohnmacht selber einsehend. — Mittlerweile wurde der Raum immer größer, der zwischen ihm und seinem weit hinauswandernden Sohne lag, und eines Tages, stand er, ein Bettler, wie zuvor, an seinem geliebten Rheinstrome, und vor ihm dämmerten die Thürme von Mainz auf, und er beschloß, seine Tochter Susanna aufzusuchen, und bei ihr ein wenig von der Hast zielloser Pilgerschaft zu rasten. — Es war ihm schlimm ergangen mit seinem Bertram; doch hoffte er im Mitgefühl eines weiblichen Herzens einen sichern Hafen vor der Unruhe seines Lebens zu finden.

Susanna — das wußte er — war die Frau eines

begüterten Mannes, der vor den Thoren der erzbischöflichen Stadt in einem wohlanständigen Hause wohnte. Wo er sich auch vorsichtig nach der Frau Meißner erkundigt hatte, überall war ihm das beste Zeugniß von ihr zu Ohren gekommen. Man nannte sie allgemein ein frommes Weib, eine brave Mutter zahlreicher Kinder, eine Wohlthäterin der Armen. „Sie wird mich nicht verstoßen," sagte er, Hoffnung schöpfend, zu sich selber, und klopfte getrost an ihre Thüre.

Er fand sie in der Küche emsig mit ihrem Hauswesen beschäftigt, umgeben von mehreren ihrer Kinder, von vielem Gesinde. In ihrem Matronengesichte erkannte er hin und wieder einen Zug seiner Helena, obschon Susanna niemals deren vollendete Schönheit besessen hatte. Die Strenge in ihren Augen, ein Erbtheil ihrer Kostgängerzeit im Kloster, machte ihn nicht irre. Er näherte sich ihr zutraulich. Susanna betrachtete obenhin sein Bettlergewand, reichte ihm gleichgültig eine Schale Suppe von ihrem Herde, einen Groschen aus ihrer Tasche. — Während er mit zitternder Hand den Löffel gebrauchte, labte er seine Blicke an dem Wohlstand, der aus jeder Geräthschaft des Hauses redete, und beschaute voll inniger Freude die Gestalt der Gebieterin in diesen Räumen. — Susanna bemerkte das, verfinsterte ihr Gesicht, und sprach endlich trocken: „Du hast gegessen, Du hast ein Almosen erhalten; gehe jetzt mit Gott und verstelle mir nicht den Platz. Mein Mann wird bald heimkommen, und er liebt nicht, Deinesgleichen im Hause zu finden." — „Laßt mich immerhin noch etwas verweilen, gute Frau," entgegnete Raphael: „ich komme weit aus Frankreich daher, und bedarf der Ruhe." — „Mir gleich, aber dafür sind die Armenherbergen da. 's ist ohnehin eine Schande, daß ein junger gesunder Kerl, wie Du, dem Bettel anhängt. Du bist ohne Zweifel ein gartierender Landsknecht; so suche denn geschwinde einen Herrn, der Dei-

nen Dienst gebrauchen mag, und packe Dich." — „Ihr redet gewiß unfreundlicher, als Euch um's Herz ist, liebe Frau. Doch hoffe ich, werdet Ihr mich willkommen heißen, da ich Nachrichten von Eurem Vater bringe." — „Von meinem Vater? Daß mir der Himmel beistehe! Du bist ein Lügner. Was könntest Du mir von dem Manne sagen, dessen Name ich gar nicht mehr aussprechen mag, ohne mich zu schämen?" — „Seyd freundlicher. Ich habe einen Gruß von ihm an Euch." — „Von dem Todten, der da vermodert ist im Kerker, wohin seine Verbrechen ihn gebracht haben? Packe Dich, Du Unverschämter. Wäre nicht vor kurzem mein Bruder Joachim bei mir eingekehrt, der von Paris gekommen, um nach München zum baierischen Herzog zu reisen — ich könnte Dir allenfalls noch etwas Glauben schenken. Er hat mich aber versichert, daß der Alte schon lange todt, und kein Wunder ist dieses, da er schon hoch in den Siebenzig stand, so viel ich ungefähr zusammenrechnen kann. Geh', sage ich Dir, geh' auf der Stelle." — Das Gesinde fing an, aufzupassen, die Kinder drängten sich in einen Kreis, um den Fremden mit offenem Munde anzustarren. — „Führt mich in Eure Stube; ich muß Euch ein Wort sagen, ein einzig Wort!" bat Raphael mit Angst und Wehmuth. — „Mit Dir allein seyn?" entgegnete die Frau erschrocken: „mit Dir, dem alle bösen Anschläge deutlich in dem zuckenden Gesicht stehen? Behüte mich Gott. Martin, Kaspar, Adelheid, bringt den Menschen da aus dem Hause!" —

Knechte und Mägde erschienen, um den Befehl zu vollziehen. Raphael stieß sie von sich, und raunte der sich sträubenden Susanna, indem er sie gewaltsam umfaßte, in's Ohr: „Unglückliche! Du willst Deinen leiblichen Vater aus der Thüre werfen lassen?" —

Susanna fuhr zusammen; sie stierte in Raphaels Antlitz. „Das Bild, das Bild..." stammelte sie, und deutete auf ihre Stube. — Raphael verstand sie nicht; indes-

sen drängte sich ein starker Mann, Susannens Gatte, heran, und fragte: „Was soll's denn mit diesem da? was soll's mit dem Bilde?“ — Susanna warf sich in Meißners Arme und flüsterte ihm etwas zu. Die Kinder kreischten und heulten, ohne zu wissen, weßwegen. Das Gesinde, der Angelegenheit völlig fremd, wartete auf des Hausherrn Entscheidung. Der Letztere hatte sich verfärbt, winkte den Dienstboten und den Kindern, sich eiligst zu entfernen, und sagte dann, mit Susanna und Raphael zurückbleibend: „Es ist sonderbar. Du siehst dem Bilde meines Schwiegervaters, das, ein Erbstück der Mutter meines Weibes, dort innen hängt, so ähnlich, wie aus den Augen geschnitten.“ — „Ich bin ja selber, den das Bild vorstellt, liebster Schwiegersohn, liebste Tochter!“ — „Ach, das fehlte noch!“ schrie Susanna auf: „ich muß davon laufen, ich kann bei dem abscheulichen Lügner, bei diesem erschrecklichen Menschen nicht länger bleiben. Mach' Du es mit ihm aus, Meißner; aber befreie uns bald von dem wahnsinnigen Gauner.“ — „Susanna!“ bat Raphael, und wollte die Tochter aufhalten. Sie riß sich los. „Ich habe keinen Theil an Dir,“ rief sie noch lauter als zuvor: „Du mein Vater? wo sind Deine siebenzig Jahre? Du bist ein Betrüger, und Deine Aehnlichkeit mit dem Todten macht mich nicht irre. Noch heute laß ich das verwünschte Bild verbrennen, da es Dir gleicht, der Du höchstens ein Sohn des Alten aus wilder Ehe bist. Er hat geliebt, sich mit allerlei Weibern zu behängen, bis in's späte Greisenthum: der Ruhm ist nicht fein. Mit dem Bruder ist auch ein Früchtlein gekommen, das dem Königsvergifter angehört hat.“ — „Wie? mein Ludwig?“ fragte Raphael, alles Uebrige vergessend. — „Sieh, wie er den Schelm zu spielen weiß!“ versetzte Susanna mit steigendem Abscheu: „Mache Du es mit ihm ab, Meißner; ich kann's nicht mehr aushalten!“ — Sie entfloh. — Meißner sagte zu Raphael: Allerdings hat sie ge=

sagt, wie die Sache ist. Der ehrwürdige Pater Joachim hat den Buben, um ihn zu bekehren, aus dem Hugenottenlande hinausgeführt. Hätten wir nicht Ehrfurcht vor dem Schwager und Mitleid mit dem armen jungen Tropf gehabt, da er doch einmal nicht dafür kann, daß ihn ein Verbrecher in die Welt gesetzt, wir hätten den Burschen nicht eine Minute bei uns geduldet. Jedoch, was ich für den Knaben gethan, das thu' ich nicht für Dich. Packe Dich also, und suche anderswo Narren, bis Du ihrer findest.„ — „Ihr handelt unerhört, mein unmenschlicher Eidam. Doch mag's darum seyn. Laßt mich noch ein Wort mit Eurem Weibe reden." — „Nein; 's kann nicht seyn. Sie will nicht." — „Laßt mich wenigstens meine Enkel umarmen und segnen ..." — „Nein, sage ich. Du möchtest sie aus Neid behexen. Deines Segens bedürfen sie nicht." — „O, o, wer sterben könnte! wenn nur mein Herz bräche in diesem schrecklichen Augenblicke!" — „Draußen ist der Rhein, er hat noch Platz für viele. Damit Du jedoch nicht Lust habest, weder zu uns zurück zu kommen, noch mir den rothen Hahn auf's Dach zu stecken, so nimm diese paar Gulden, und laß Dich anderswo hängen, oder in's Narrenhaus sperren. Fort mit Dir!" —

Meißner schob den Schwiegervater unsanft aus der Thüre, ließ das Geld in Raphaels Tasche gleiten, und verrammelte sein Haus sorgfältig. Das Bildniß des Magisters und der Stuhl, auf dem er in der Küche gesessen, und die Schale, woraus er getrunken, wurden zur Stelle, nach Susannens Anordnung, bis auf den letzten Splitter in Asche verwandelt. — Somit war der unglückliche Vater vom zweiten Kinderherzen auf ewig getrennt; die Gerechtigkeit durfte er nicht anrufen, aus Furcht, seinen eigenen Holzstoß zu schichten; der tröstende Engel, der ihm unsichtbar zur Seite stand, verhinderte, daß er dem grausamen Rathe Meißners, im

Rhein den Tod zu suchen, entsprach. Aber er spürte nun immer herber das Unglück desjenigen, der aus den Schranken der Ordnung aller Wesen tritt, und Höheres seyn will, als wozu ihn seine irdische Natur berufen hat.

Doch faßte sich Raphael endlich und beschaute sein Loos mit eiserner Geduld, mit kalter Verachtung. Er warf seiner Kinder barbarisches Almosen in den Rhein, und ging weiter, an seinem Stabe sich aufrichtend. „Ich bin mindestens ein seltener Bettler," tröstete er sich: „ein Bettler mit der Unsterblichkeit in der Tasche. Sollte denn gerade nur ein Zufall mir mit einemmale zu Meaux das verlorene Recept zum Diamanten-Elixir in's Gehirn gegriffelt haben? Nicht doch. Hab' ich schon keine Diamanten, so habe ich doch das Geheimniß zur Verfügung, und ich will damit handeln, wie ein Jude mit alten Kleidern, und wie der Jude schadenfroh lachen, wenn ich der Dummen viele antreffe, die sich übertölpeln und für ihr schönes Geld einige Jahrhunderte voll Elend in den Leib jagen lassen!" —

In dem für ihn so verhängnißvollen Frankfurt begann er seine heimliche Handelschaft. Sie war indessen weit entfernt, den Erfolg zu haben, den er sich von ihr versprochen. Die Gelehrten meinten, sie hätten schon ihre Unsterblichkeit im Tintenfasse gefangen; die Soldaten fragten, ob das Recept fest mache gegen Stahl und Kugel, und wiesen es zurück, da Raphael verneinte; wer zu erben hatte, verwarf den Antrag mit Widerwillen; wer regierte, hätte gern etwas Auflösendes statt des erhaltenden Mittels gekauft; Handelsleute schrieen mißbilligend über die Kostbarkeit der erforderlichen Ingredienzien; Künstler und Dichter lächelten mitleidig, wenn sie hörten, daß die reinsten Diamanten dazu gebraucht würden, und sangen: „Ich hab' nicht Gold, nicht Edelstein!" Endlich wurde Raphael von Allen ein Narr geheißen,

nur nicht von Arzt und Klerisei, die ihn anders betitelten, und denen er schnell aus dem Wege zu gehen für gut fand. Er hatte zu seiner Freude gehört, daß der steinalte Förster Dietrich im Odenwalde noch am Leben, und wollte beim Bruder sein Glück versuchen, um ein Asyl, um ein freundliches Herz betteln. Dank den bittern Erfahrungen: auf Alles gefaßt, pilgerte er zum Forsthause. — Das Haus war neu erbaut, die Gesichter von Kindern und Enkeln darinnen waren ebenfalls neu; das Herz des wackern Dietrich war das alte unverändert geblieben. Dem Bruder wurde die beste Aufnahme, und statt sich zu entsetzen vor Raphaels außergewöhnlicher Jugend, machte es der Bruder, wie es Louison gemacht hatte: er freute sich derselben, wie einer Gnade, die ihm selber der Himmel erwiesen hätte. Raphael fühlte sich nach langer Zeit beruhigt, ja zufrieden, an der Seite des ehrwürdigen Meisterjägers. Der alte Mann, der nie aus seinem Wald gekommen war, wußte gar nichts von des Bruders Schicksalen, und dessen Erzählungen verkürzten ihm nun die Abende köstlicher, als die alltäglichen Gespräche mit seinen Abkömmlingen, die einzig nur dem Jäger- und Bergmannstande angehörten, oder mit den Schwiegersöhnen, die reiche Bauern der Umgegend waren. Was Wichtigeres in Raphaels Leben vorgekommen, erzählte dieser dem Bruder nur unter vier Augen, und verschwieg ihm das Geheimniß vom Elixir nicht mehr und die Kunde von dem vielerlei Unglück, so durch dasselbe über sein Haupt gebracht worden war. — Diether bemitleidete seinen Raphael von ganzer Seele, und tröstete ihn, wie er's gerade vermochte, bat ihn auch, mit ihm das Haus und das Leben zu theilen, bis zu seinem, des Försters, Ende. „Ich biete Dir freilich meine Gastfreundschaft nicht auf lange Zeit," sagte er dabei im Scherz: „meine Locken sind weiß; die muthwillige Erde wackelt unter meinem Fuße, wie der spielenden Knaben Schaukelbrett; der Gukuk

schreit mir zur Frühlingszeit immer sparsamere Jahre zu, wogegen zu Nacht die Eule sich stets häufiger auf meinem Dache hören läßt. Wie bald, und ich werde mich niedergethan haben?*) Aber dennoch: bleib' getrost bei mir. Du mit dem jungen Gesicht und ich mit dem alten, wir wissen von vielen Dingen zu reden. Uns beiden gefällt die Welt nicht mehr; sie ist's auch nicht werth. Ist das ein Jagen heutzutage mit den Knallbüchsen, die das Wild erschrecken, und keine ehrliche Gefahr mehr aufkommen lassen? Wie gesagt: ich mag nichts mehr von der neuen Welt wissen, und Du willst es auch nicht mehr, und darum laß uns mit den alten Waidgesellen singen:

Sitz' Du zu mir und ich zu Dir,
Ein Glas mit Wein, das bring' ich Dir,
Legen uns nachmals sanfte nieder,
Ruhen unsere matten Glieder . . .

in Ewigkeit . . . das heißt bis zur fröhlichen Auferstehung."

Raphael hätte gern die Fröhlichkeit des alten Diether getheilt, und sich mit Innigkeit dem Gefühle der Sicherheit in Bruderarmen hingegeben, wenn ihn nicht dann und wann ein Blick auf des Försters Weib, schon seine dritte Ehefrau, und noch sehr rüstig an Jahren, besorgt gemacht hätte. Sowohl sie, als auch die im Hause wohnenden Söhne des Försters, schienen den sonderbaren vom Himmel geschneiten Schwager und Oheim nicht mit den günstigsten Augen zu betrachten. Doch genügte immerhin Dietrichs fest ausgesprochene Bruderliebe, um das ganze Gesindlein zum ehrerbietigsten Benehmen gegen Raphael zu stimmen. — Diether bemühte sich, den Magister zu bereden, ihre Schwester Katharina in Heidelberg heimzusuchen, die ebenfalls noch lebte, wenn

*) Waidmännisch vom Hirsch gesprochen: „er hat sich niedergethan," statt: niedergelegt.

gleich hochbetagt, und die sich, wie Diether behauptete, freuen würde, den lang' vermißten Bruder zu hören; denn „sehen" konnte man nicht mehr sagen. Ihre Augen waren dunkel geworden.

Raphael that nach Diethers Wunsch. Die Wittwe empfing ihn mit überströmender Liebe, tappte in seinem Gesichte herum, befühlte jede Muskel darinnen, und labte sich an der Stimme, die — sagte sie — eben so jung und voll klang, als vordem. Die gute Alte lebte in ziemlicher Einsamkeit; ihre Söhne hatten sich auswärts niedergelassen. Eine einzige Magd bediente, nur ihr Beichtvater besuchte sie. Gerne hätte sie den Bruder Raphael an ihre Person, an ihr Haus gefesselt; da beschrieb ihr einmal die Magd das befremdlich junge Angesicht des Bruders, und der Beichtvater predigte ihr von muthmaßlicher Betrügerei des Magisters, wenn nicht gar von Teufelskünsten vor, und sie wurde von Stund' an kalt, und immer kälter, begann den Bruder scharf zu examiniren, und Raphael wollte sich's nicht gefallen lassen. Er ging lieber von dannen, wie er gekommen, und Katharine ließ ihn gerne ziehen, wie sehr sie ihn immerdar liebte.

Aber auch in Diethers Hause fand Raphael vieles verändert. Die Gesichter der Hausgenossen waren lang und spröde, Diethers Angesicht verlegen geworden. — Als ihm Raphael erzählt hatte, wie er und seine Schwester auseinander gekommen, schüttelte der Förster den Kopf, sagend: „Hm, hm, ja, ja! 's ist lächerlich und nicht schön von einer Schwester; aber — was willst Du? Deine Lage ist ganz absonderlich, und wieder ist natürlich, daß sie bei Allen Verwunderung, ja Furcht erregt. Ich liebe Dich — Du weißt das — und dennoch möchte auch ich wünschen, Du sähest so alt aus, als Deine Jahre es mit sich bringen. Das Vertrauen würde Dir entgegen kommen, während es Dich jetzt

flieht. Oder — Du bist ja ein Doktor und Tausendkünstler geworden — bist Du nicht im Stande, Deine Haare weiß, Dein Gesicht gelb zu färben? Mache Dich künstlich alt, wenn's von Natur aus nicht gehen will; es wäre um der Leute willen, und alles Geschwätz, das sogar mich belästigt, wäre zu Ende." —

Raphael errieth leicht, woher der Wind blies. Des Bruders Frau und die Schwiegersöhne hatten Diethers Ohr bestürmt und erobert. Wie bald ein schwacher Greis Denjenigen, die sein Ohr besitzen, auch sein Herz überläßt, wußte der Magister gar gut; aus eigener Erfahrung wußte er's, — faßte seufzend seinen Entschluß, und wartete nur auf eine Gelegenheit, das Haus seines Bruders zu meiden, ohne denselben zu verletzen, und ohne in offenbares Handgemenge mit dessen Angehörigen zu gerathen. Es quälte ihn der Gedanke, den Unfrieden in Diethers Hauswesen gebracht zu haben. Weil er den Bruder eigentlich mehr liebte, als sich selbst, darum war ihm des Bruders Ruhe heilig.

Eines Abends kam von einer Reise heim der Graf und Gebieter des Reviers, der Urenkel desjenigen Grafen, der den Magister so oft mit seinen Erzählungen vom Bauernkrieg und vom schwäbischen Bunde gelangweilt hatte. Dem Brauch seiner Vorfahren getreu, sprach der Graf alsobald beim Förster ein, und entwickelte eine Erzählungsgabe, wie sein erlauchter Urgroßvater. Nachdem er die vielen Fährlichkeiten seiner Pilgerreise nach St. Jakob von Compostella geschildert hatte, sagte er: „Da wäre mir beinahe, über den Rhein setzend, der blasse und nasse Tod begegnet. Auf der Fähre befanden sich neben mir und meinen Dienern ein Edelmann aus Frankreich mit seinem Weibe und einem kleinen Kinde, einem Spätling seiner Ehe, wie es schien. Der Herr erzählte viel von den unglücklichen Händeln im Königreiche, und wie er dasselbe, der Unruhen überdrüssig, verlassen habe,

um auf einige Zeit eine stillere Wohnung im deutschen Reiche zu suchen; zwei erwachsene Töchter, die sich schon frühe verheirathet, seyen zurück geblieben, und das Kindlein, das er mit sich führe, sey ihm das liebste von allen, und was dem mehr. — Wir kamen schon beinahe an's Ufer, als ein Windstoß, dem die betrunkenen Fährleute nicht widerstehen mochten, das Fahrzeug auf's neue in die Strömung trieb. Wie's zuging, weiß ich nicht — genug: das Schiff lag plötzlich um, und Menschen und Gepäck schwammen in dem aufbrausenden hochangeschwollenen Strom. Ich rettete mich mit Mühe an das Ufer; mir folgend, kam mein Leibknecht angetrieben, und hatte das Kind des Franzosen in den Armen. Mein Gepäck wurde von den Uebrigen geborgen. Aber den Franzosen und sein Weib hatte die Fluth verschlungen. Ein Schiffsbube war außerdem noch als ein Opfer auf den Grund gesunken. Ich dankte freilich Gott und dem heiligen Jakob, habe aber nun das kleine Kind auf dem Halse, und weiß nicht, wie ich's anstellen soll, dasselbe wohlbehalten seiner Großmutter zuführen zu lassen, die in Salzburg hausen soll, und die der selige Edelmann zu besuchen ging. Ich möchte gern Demjenigen, der mir den Dienst erzeigen wollte, insofern er ein zuverläßiger Mann wäre, ein ehrliches Reisegeld reichen, um der Menschheit genug zu thun, denn ich kann als Junggeselle das Kind nicht bei mir behalten, und wüßte wahrlich nicht, es nach Frankreich zurückzufördern. — Da, seht, da bringt der Knecht das arme, aber liebliche Wesen den Berg herauf."

Der Graf rief dem Leibknecht zu, in's Försterhaus zu treten. Raphael war unendlich ergriffen, da ihm von des Knechtes Armen die kleine Euphemia entgegen lächelte. „**Bon homme, bon homme, viens me prendre!** schrie sie entzückt, und streckte die Händchen nach dem Magister aus, der sie an sich riß und mit

Liebkosungen überhäufte, als wäre sie sein eigen Kind. Ihm kam vor, als würde ihm das unschuldige Wesen aus dem Himmel herabgereicht, ein Pfand endlicher Vergebung und seiner Versöhnung mit Allen, denen er im Leben weh gethan, oder von denen er beleidigt worden. Er sagte: „Kein Anderer wahrlich soll dieses theure Kleinod seiner Ahnfrau überbringen, als gerade ich; denn ich kenne das Kind, ich kenne seine Eltern, und am besten die Großmutter, deren hohes Alter die liebliche Jugend dieses Kindes zu verschönern bestimmt ist." — „Ganz recht," versetzte der Graf erstaunt, und fragte den Förster: „wer ist dieser Mann?" — Diether sagte verlegen: „Er ist mein . . . mein nächster Anverwandter. Ich kann mich für ihn verbürgen." — Der Graf war hocherfreut, der unlieben Last entledigt zu werden, und vom Augenblick an ließ Euphemia nicht mehr von dem Manne, den sie vor nicht gar langer Zeit mit Freundlichkeit und Nahrung erquickt hatte, während alle Andere scheu von ihm gewichen waren.

Raphael zauderte nicht, die Sendung anzutreten, die ihm eigens vom Himmel zugewiesen zu seyn schien. „In Salzburg, — sagte ihm eine innere Stimme — dort, wo deine Leiden begonnen haben, werden sie auch ihr Ende erreichen, geplagter Mann!" Und Euphemia schmeichelte, seine Wange streichelnd: „Laß mich nicht von Dir; ich habe immerdar von Dir geträumt und Dich gelobt und geliebt, wenn auch meine Eltern Dich schalten, ich weiß nicht warum?" — Und Diether sprach seufzend: „Geh' hin auf kurze Zeit, Du unstäter Gast: doch kehre bald wieder bei mir ein, und bringe, wie ich Dir rathe, das Alter mit, wenn wir beide ruhig und vergnügt seyn sollen. Glaub' mir: die Jugend hat ihre Zeit — wie Alles: für Dich ist sie nur mehr eine schnöde Last. Was soll der stolze blanke Thurm, wenn doch sein Inneres verwittert und ausgebrannt?"

Trotz aller Gelöbnisse, den Bruder wieder heimzusuchen, nahm Raphael von ihm Abschied, wie von einem Sterbenden, war gleich sein Auge trocken. Aber im Walde draußen, wegschreitend als ein allzeitiger Wanderer, das hüpfende Kind an seiner Hand, wehrte Raphael seinen Zähren nicht mehr. „Lebt wohl!" sagte er im Geiste zum Bruder, zur Schwester, zum Grab der Eltern, zum Vaterhause, zum heimathlichen Walde: „lebt wohl, ich seh euch niemals wieder!"

Obschon vom Grafen freigebig mit Gelde versehen, und München zueilend, wo er den geistlichen Sohn und seinen Ludwig zu finden hoffte, die ihm, wie er meinte, forthelfen würden, urtheilte Raphael dennoch, daß ihm nothwendig sey, eine Handthierung, auf Lebenserwerb berechnet, zu treiben. Angewiesen auf die chymischen Künste, denen er sein ganzes Leben und Streben von jeher gewidmet, beschloß er, dieselben gewinnreich zu verwerthen, und zwar nicht mehr so eisern ehrlich, wie er in Frankfurt zu seinem Schaden gethan, sondern just, wie die Welt es verlangt. Dieser Entschluß war in Raphael hervorgerufen worden, als er in einer Stadt, die auf seinem Wege lag, das Denkmal seines alten Schulgefährten, des lang verstorbenen, ziemlich einfältigen Doktors Wagner gefunden hatte. Auf weißem Marmor prangte goldene Schrift, und predigte dem Wanderer, „daß die „größten Geistesgaben, die je die Welt erleuchtet, unter „diesem Steine begraben seyen; beweint von den Erben „des Großen am Geiste, denen seine hinterlassenen beträcht„lichen Reichthümer keinen Ersatz gewähren konnten für „den verlornen, ganz und gar unersetzlichen Mann!" — Bitter lächelnd prägte sich Raphael die goldene Lehre ein, und gelobte sich, ihr nachzuleben. — Zwei Dinge waren damals Mode, nach denen die Welt dürstete; die Künste: Gold zu machen, und ein gelungenes Horoscop zu stellen. Obschon der Magister weder die eine, noch die an=

dere Kunst verstand, so fing er alsobald an, beide zu treiben, kündigte sie mit Paracelsi Zuversicht an, so wie er auch den Namen des Meisters angenommen und behalten hatte. Das altmodische Doktorgewand, womit er sich, dem Geschmack und Brauch des Alters zufolge, umhing, so wie sein gutes Aussehen, tha tdas Uebrige, und zog ihm viele Thoren auf den Weg, denen er gegen zweifelhafte Recepte und dreiste Nativitäts-Orakel ihr schweres Geld abnahm, ziehend von Ort zu Ort. — Nicht nur befriedigte er auf diese Weise den herben Spott, den er an der Menschheit auszulassen trachtete, — sondern er erwarb auch dergestalt die Mittel, seine liebe kleine Euphemia mit allen Bequemlichkeiten zu umgeben, sie wie eine Prinzessin zu halten, und ihr mit der ausgezeichnetsten Liebessorgfalt zu vergelten, was ihre Großmutter und ihre Mutter an ihm Böses verrichtet hatten. Die Kleine war für den alten Mann eine Puppe, das Spielwerk, womit er tändelte und groß that; er liebte sie, gleichsam als seine Creatur; und hinwieder hing Euphemia an ihm, mehr als jemals an Vater und Mutter, oder an dem Bild, das ihr die letztere von der Großmutter entworfen. Der launische und herrische Charakter der ältern Euphemia war in der jüngsten beinahe ausgetilgt; sie versprach, ein Quell der Liebe und der Treue zu werden, ein Balsam der Sanftmuth. Es hauste in dem Kinde ein zum Außerirdischen strebender Geist, der die sterbliche Hülle vollkommen beherrschte. Die Kleine sprach im Traume mit den Schatten ihrer Abgeschiedenen, ohne sich zu fürchten; sie sah oft im Wachen Engel, die sich aus den Wolken zu ihr neigten; sie hatte hin und wieder in kleinen Dingen Vorgefühle, die sich bestätigten; vor allem verehrte sie ihren Führer Raphael, nannte ihn bald ihren Vater, bald ihren liebsten Freund, beschrieb ihm täglich tausendmal, wie sein Bild immer und ewig vor ihren Augen gestanden, und entbrannte

für ihn von leidenschaftlicher Schwärmerei so gewaltig, daß sie alles Ernstes behauptete, er sey es gewesen, und nicht etwa ein Anderer, der sie dem tobenden Rhein so glücklich entrissen. — —

So gelangten sie nach München. Raphael legte seiner Zuneigung zu Euphemia die nöthigen Fesseln an, um sich ausschließlich der Hoffnung und Bemühung hinzugeben, seine Söhne aufzufinden.

Er that von sich alle Zeichen des Wohlstandes, kleidete sich in's Gewand der Dürftigkeit, und fragte mit Herzklopfen nach seinen Theuern. Die wilde Zunge der Susanne hatte ihm schon den rechten Weg vorgezeichnet gehabt. Der Pater Joachim Gerold befand sich zu München, und zwar im nähern Dienste des Herzogs, der dem Orden Loyola's wohlgesinnt war. Man wußte auch von einem jungen Menschen, den der Pater mit sich gebracht, und der unter des ehrwürdigen Joachim Obhut studirte, wie es hieß. — Frohe Ahnungen, wenn auch mitunter schmerzliche Erinnerungen, gaben dem zärtlichen Vater das Geleit bis zur Pforte des geistlichen Hauses.

Er wurde auf sein bescheidenes Ersuchen augenblicklich zu dem Pater geführt. In dessen schmucklose Zelle eingelassen, sah er vor sich einen Mann von etlichen und dreißig Jahren, aber verwelkt vor der Zeit, groß und mager, hohlen Auges und mit eingefallener Wange. Mit dumpfer Stimme fragte derselbe nach des Fremden Begehr. „Habt Ihr das Gewissen von einem Makel zu reinigen," sagte er, „so sprecht Euch aus. Meine Zeit ist gemessen." — Kaum hatte Raphael die Arme geöffnet, seinen Vaternamen ausgesagt, und gebeten um ein Liebeszeichen des Sohnes, als dieser, schlimm überrascht, einen Schritt zurücktrat, statt sich in die Arme des Vaters zu werfen, die Hände abwehrend von sich streckte, dann sie zum Himmel erhob, und begann: „Soll ich das Verwunderungswürdige glauben, und wie soll ich's auf-

nehmen, großer Gott?“ — „Nimm's auf mit Liebe, Sohn der Schmerzen, mein Joachim. Dein Vater sieht Dich wieder nach so langer Zeit; — entziehe ihm nicht Dein Herz, und verstöre seine Freude nicht. Dein Vater ist in der Noth und will Deine Liebe prüfen; mache nicht seine Zuversicht zu Schanden.“ — „Das verhüte der Himmel!“ versetzte der Priester, seine Fassung wieder gewinnend: „Ich wäre nicht würdig, dieses Kleid zu tragen. Du behauptest also, derjenige zu seyn, den ich für todt erachtete...?“ — „Ja, Joachim; sieh' zu, ob meine Züge nicht dem Bilde, das Deiner Schwester gehört, gleichen?“ — „Ja, ja, wahrlich; ich erinnere mich jetzt deutlich; doch möchte ich eher geneigt seyn, einen Bruder in Dir zu begrüßen, als den Vater, der im Kerker von Paris . . . “ — „Nicht gestorben ist,“ fiel Raphael lebhaft ein: „Ich bin's, bin derselbe, den Du, obgleich wohnend zu Paris, nicht ein einzigmal gesucht und getröstet im Leide; derselbe, dessen Du Dich wahrscheinlich geschämt hast . . . aber ich verzeihe Dir ja gerne, weil ich Dich endlich wiedersehe, und zwar, wie ich hoffe, als einen guten Sohn.“ — „Gewiß, gewiß,“ erwiederte Joachim kalt: „wenn ich nur glauben dürfte...?“ — Da erzählte ihm Raphael von einigen Heimlichkeiten der Familie wiederholte ihm fast Wort für Wort den Brief, den ihm Joachim einst am Abgrund der Verderbniß geschrieben, rief ihm in's Gedächtniß zurück, was er als treuer Vater gethan, um ihn von Schande und Untergang zu retten... — „Sieh' da, so bin ich heute noch gesinnt, nach vielen Jahren,“ beschloß Raphael seine Erzählung: „wirst Du mich endlich anerkennen, geliebter Joachim? Wird Dein Herz endlich sprechen dürfen, wie es soll? O gewiß; ich baue viel auf Deinen heiligen Stand. Wohl Dir und mir, daß Du nach schweren Verirrungen wieder dahin zurückgekehrt bist, von wannen Du ausgegangen! Du warst ein verlorener Sohn; ich finde Dich als einen Wiedergewonnenen, und Gott sey gelobt!“

„Das sey er in Ewigkeit!“ sprach Joachim mit gefalteten Händen: „Er hat mich gerettet; auf seinen Wink hab' ich mich geläutert auf der Höllenfahrt der Selbsterkenntniß, und bin wieder ein Gerechter geworden im Volke. Was Du, mein irdischer Vater, vom „verlorenen Sohne“ sagtest, ist völlig wahr. Ich hatte gesündiget, und bin wieder zu Gnaden aufgenommen worden. Laß jetzo mich vom verlornen Vater reden, und mit Besorgniß fragen, ob ich Dich je einen Wiedergewonnen werde heißen dürfen?“

Ehe der stutzende Raphael zu antworten vermochte, fuhr Joachim mit stark aufgetragenem Schmerze fort: „O nein, o nein, was frag' ich noch? Seh' ich nicht auf Deinen Zügen, die ich mit meinen Thränen benetzen möchte, wenn sie geheiligt wären, . . . seh' ich nicht auf ihnen das Siegel des Abgrunds, dem Du Dich verschrieben? Wenn Du dem Bösen entsagt hättest, würdest Du noch seine Farbe tragen? Die Larve des Sodomapfels, der auch von außen gleißt, und innen nur eitel Asche ist? Thu' ab den Betrug von Deinen Wangen und Deiner Gestalt! Bereue innig und tief, was Du begangen; thu' Buße und bekehre Dich, und werde durch die Fürbitte der Seligen und des Schöpfers Barmherzigkeit, was Du seyn sollst: ein ehrlicher Greis auf der Schwelle zum Himmel, statt eines jungthuenden Gespenstes im Sold der alten Schlange!“

Die Ueberreste von Raphaels innerster Jugendglut wallten drohend auf vor der herzlosen Predigt des Sohnes, aber seine Seele war mürbe geworden mit den Jahren. Statt zu zürnen, weinte er; bettelte um ein versöhnend Wort, demüthigte sich zum Fußfall vor dem Eiferer. Unerbittlich wich dieser stets weiter vor dem Flehenden zurück, und sprach: „Ich bin nicht grausam; ich liebe Dich, doch ist mir verboten, Gemeinschaft mit Dir zu haben. Ich möchte Dich umarmen, aber ich

würde in Deinen Armen meine Seligkeit verscherzen. Bekehre Dich öffentlich, vor allem Volke, und ich will gestehen, daß ich Dein Sohn bin; ich will Dich aufnehmen in meine Arme. Wenn nicht: nein, nein, und wenn ich Blut weinen müßte."

Es trat ein junger Mann herein. Louison's Gesicht wie aus dem Spiegel gestohlen, blickte den umschauenden Raphael an. Aufspringend, den Jüngling in seine Arme nehmend, einen Kuß auf seine Stirne drückend, rief der neuerdings belebte Vater: „O wie gütig schickt Dich Gott zu mir, mein Ludwig, bevor meine Angstthränen auftrockneten vor diesem hartherzigen Menschen, bevor meine Seele und mein Mund sich zu einem gottlosen Fluche vergessen! O du Abbild eines in seinen Himmel zurückgekehrten Engels! weiche Du nicht von Deinem verlassenen Vater!"

Das Ueberraschende des Auftritts, die geheimen Regungen, die in Joachims Brust, trotz seiner Härte, um den Vorrang vor derselben stritten, machten, daß der Priester geraume Zeit dem Rede-Austausch zwischen Raphael und Ludwig zusah, ohne in's Mittel zu treten. Die Schnelligkeit, womit beide sich entgegen kamen, erkannten, mit Liebe umfaßten, war außergewöhnlich, war im höchsten Grade rührend. Raphael war mit dem Sohne, den er niemals gesprochen, den er nur als Kind gesehen, augenblicklich vertraut; Ludwig begrüßte den ihm völlig unbekannten Vater, als ob er ihn erwartet, oder besser, als ob er ihn ungeduldig aufgesucht, und aus Tausenden herausgefunden hätte. — „O wie gleichst Du meiner unvergeßlichen Louison!" — „Ach, in Dir sehe ich meine Mutter wieder, wie sie leibte und lebte!" — „Liebtest Du die Mutter?" — „Gewiß; so wie sie mich geliebt." — „Ich habe viele viele Meilen gemacht in Hunger und Elend, um Dich wieder zu sehen!" — „Du guter Vater, hätt' ich's gewußt, ich wäre Dir hundert

Meilen weit entgegen gelaufen." — „Hast Du auch meiner gedacht, Du Theurer?" — „Deiner gedacht und Dich im Stillen geliebt, wie mir's die Mutter verordnet, und Morgens und Abends für Dich gebetet, wie sie mir's gelehrt hat." —

So begegneten sich beide immer wieder auf's neue in der Liebe Louisons. Sie hatte ihren Geliebten das schönste Erbtheil hinterlassen. — „Weißt Du denn, mein Knabe, daß Deine arme Mutter gestorben?" — „Ei, ja, mein Vater. Der Bruder hat es mir gesagt; und darauf bin ich mit ihm aus Frankreich gegangen." — „So? hast mich verlassen können?" — „O Vater, hielt ich Dich denn nicht für todt? Der Bruder hatte mir auch dieses gesagt." —

Raphael warf einen strengen Frageblick auf den Jesuiten, der hingegen furchtlos sagte: „Ich hoffe nicht, daß Du daran denken werdest, mich anzuklagen, Vater? Ein Zufall brachte diesen Ludwig mir nahe. Meine zufälligen Fragen machten ihn mir vertraut; so erfuhr ich seine Herkunft. Seine Jugend dauerte mich; der französischen Sprache sehr unkundig, bedurfte ich seiner Hülfe und seiner Dienste; Dich achtete ich verloren im Schlund des Kerkers, die Mutter eine Beute des Hungers . . . das Letzte hat sich bewährt; was lag daran, daß ich, um den Knaben zu bestimmen, mir zu folgen, ihn vorläufig für eine Waise ausgab? Auf diesem Wege entzog ich ihn dem hugenottischen Reich, das sich in Frankreich gründet, dem niedrigen Gewerbe, das meinem Bruder nicht ansteht, den diabolischen Einflüssen, die Dein Wandel, Vater, hätte auf ihn vererben können. Ich bekehrte ihn, ich reinigte seine Seele; ich habe eine würdige Zukunft vor ihm eröffnet; ich habe ihm mit allen Banden der Dankbarkeit an mich gefesselt, und will ihn noch mehr erheben. Er soll, wie mein leiblicher, so mein geistlicher Bruder werden, und mit mir vereint, den

Himmel anflehen, daß er Dich, unsern lieben, aber verirrten Vater, erleuchte, auf den Pfad der Reue zurückführe, daß er Deine Schmach von unsern Schultern nehme, und gestatte, daß wir einst im Paradiese Dir begegnen!"

Während Joachim also redete und jegliche Regung der Natur mit der eisernen Sohle eines Schwärmers oder gefühllosen Pharisäers niedertrat, forschte Raphael in Ludwigs Angesicht. Es überzog sich mit Kummer; ein innerer Schmerz trat darauf an's Licht; Ludwig zitterte vor Schaam, einen Bruder, den er achten sollte und wollte, zu dem Vater sprechen zu hören, wie einen Bußprediger zu einem armen Sünder. Ludwig fand kein Wort der Widerrede auf seiner erstarrten Zunge; um jedoch zu beweisen, daß er nicht billige, was der Bruder sagte und that, warf er sich ungestüm an Raphaels Hals und schluchzte, in Wehmuth aufgelöst: „O dürft' ich mit Dir gehen, mein Vater! Hier ist nicht mein Platz; mein Herz ist zu warm, mein Auge zu feucht in diesen trockenen kalten Mauern!" —

„So komm, mein Sohn . . . !" sprach Raphael, nach einer Pause der Unschlüssigkeit. Aber Joachim trat hart dazwischen. „Ich habe Dich mit allen Banden der Dankbarkeit an mich gefesselt!" wiederholte er dem Bruder mit Stolz, und sagte dann mit Eiseskälte zum Vater: „Greif' in Deinen Busen, und sprich, ob ich diesen Knaben mit Dir gehen lassen dürfte? Der Herr müßte mich wahrlich als einen unnützen Knecht aus seinem Buche tilgen!" — Ludwig und Raphael schwiegen; der Erstere verschüchtert, der Andere vor Gram und Ohnmacht verstummend. Der Jesuit fügte nun hinzu: „Ohne Buße, Vater, keine Vergebung; ohne Vergebung keine Söhne. Wähle, Vater. Das ewige Gericht hat seinen Lauf, aber auch das irdische dürfte Dir nicht ausbleiben, . . . denn unser Herzog ist

streng gegen Ketzer und Zauberer, — wenn Du nicht entweder mit meiner Beihülfe dem Satan abschwören, oder reuelos weiter in die Welt wandern willst. Thue, was Dir Gott, oder was Dein Trotz Dir eingibt. Ich habe es gesagt, und meine Seele gerettet!"

Achtes Kapitel.

In Salzburg und in der weiten Welt.
1594 — 16...

So lag denn die alte Stadt des heiligen Rupertus wieder vor Raphaels Augen! Gedankenvoll überschaute er, sich ihr nähernd, die Wiege seiner stolzesten Lebensträume. Seine erste Liebe, das Geheimniß des Paracelsus, Euphemia's Verlockung, der Donnerschlag, der den Blitz begleitet hatte, woran sich die Leichenfackel des verehrten Lehrers entzündet, die mitternächtliche Stunde, in welcher Raphael die Zauberflasche geöffnet hatte, woraus ihm der Freuden wenige, und ach, so viel der Leiden gesprudelt... Alles zog an ihm in lebhaften Bildern, aber ernst und gemessen, vorüber. Ein halbes Jahrhundert war vorbeigegangen, und der Mann, der eine ewige Jugend der Natur abgetrotzt, kam eben so verlassen und unbefriedigt zurück, wie er damals von derselben Stadt ausgegangen war. Aermer noch als dazumal, wo er an Hoffnungen überreich gewesen, kam er zurück. Was er geglaubt, hatte sich nicht bewährt; was er gehofft, war vereitelt worden; was er geliebt, war vergangen, und nichts brachte er von seiner langen Pilgerreise, als ein

schwaches Kind; und es war nicht einmal das seine, und der Augenblick nahte, der ihn auch von diesem Kinde trennen sollte! — „Freust Du Dich, Deine Großmutter zu umarmen?“ fragte er die Kleine. — Sie antwortete gleichgültig: „Ach nein. Ich wünsche und hoffe, sie nicht anzutreffen; möcht' bei Dir bleiben.“

Das Vorgefühl Euphemia's täuschte sie nicht. Auf Raphaels Fragen nach der Gräfin Thiars zeigte man ihm den Kirchhof und ein Monument, von dem noch sparsame Fetzen des kürzlich aufgehängten Trauerflors wehten. — „Auch sie dahin!“ seufzte Raphael, aber sein Auge blieb trocken. Hatte er doch schmerzlichern Verlust ertragen gelernt! — War ihm doch mit der usurpirten Jugend das Loos gefallen, Alles dahinten lassen zu müssen, Alles um ihn her dahinsterben zu sehen! —

Um für die kleine Euphemia nach Kräften zu sorgen, suchte er, ohne Furcht, erkannt und belästigt zu werden — wer sollte sich denn seiner erinnern in der Stadt, deren Bevölkerung sich seitdem zweimal erneut hatte? — die Familie Fröschlmoser auf. Das Haupt derselben war ein Trümmerstück der alten Zeiten: der jüngste Bruder von Euphemia's Großmutter lebte noch wie ein Schatten in dem alten Hause; unwirsch, dem Tagsleben entfremdet, blödsinnig schier zu nennen. Der greise Veit hörte mit spießbürgerlicher Verwunderung an, was ihm Raphael von Beausire's Tod und von dem Daseyn der Großnichte meldete. Verneinend lächelte er dann, und sagte verwirrt und abgerissen: „Ich weiß, daß meine selige Schwester vor langer langer Zeit — 's ist gar nicht mehr wahr, so lange ist es — davon gelaufen ist, und zwar mit dem liederlichen Gesellen eines Quacksalbers, dessen Namen ich nicht behalten habe; — die Savoyer-Cenzi hat das aus dem Reich mitgebracht... dann hat die Phemi, glaub' ich, einen welschen Herrn geheirathet . . . und ist als Wittib auf eine Wallfahrt zur

Heiligen ... ich weiß nicht mehr zu welcher ... daher gegangen, um die Seele unsers Vaters, der die Phemi mit Recht enterbt gehabt, durch Fasten und Gebet zu versöhnen. Nun, sie war alt ... wollte und konnte nicht mehr ins Welschland zurückreisen ... ist hier geblieben ... öfters mir zur Last gelegen ... bis sie wieder Geld von anderswo bekam ... ist so gestorben; hat sich eine Gräsin nennen lassen ... ich weiß aber nichts weiter ... und von ihrer Enkelin ist mir nichts bewußt ... erkenne sie auch nicht an ... hat hier nichts zu suchen ... soll in's Welschland gehen ...!"

Der gebrechliche Tropf focht erbittert mit den Händen, so oft Raphael versuchte, ihn zu mildern Gesinnungen zu bestimmen, und die übrigen Anverwandten beteten steif des Seniors Endurtheil nach, und wollten von dem Kinde nichts wissen, und es war nichts, gar nichts von ihnen zu erlangen.

Die Verlegenheit, worinnen sich Raphael in Folge dieser Umstände befand, wäre ihm fast über den Kopf gewachsen. Er zergrübelte seinen alten Verstand umsonst, und sogar, wenn er auf den ihm so neu gewordenen Straßen ging, oder vor Paracelsus Grabmal betete, verließ ihn nicht die Sorge und die Trauer, ob der ungewissen Zukunft seiner kleinen Mündel. Dergestalt bemerkte er auch nicht, daß nach und nach, wo er ging und stand, die Leute sich versammelten, ihm nachschauten, einander Zeichen machten und furchtsam in die Ohren flüsterten, und daß ein Schwarm von Kindern ihm neugierig, ja mit verhaltenem Athem zu folgen begann, wo er sich blicken ließ.

Er saß in seiner Herberge am Fenster; neben ihm spielte die sorglose Euphemia. Durch's Fenster schauend, gewahrte er eine Menge von Menschen, die nach ihm gafften und deuteten. „Was haben denn die Narren?" dachte er verdrießlich. Da trat ein Mann zu ihm, der

ihn mit besonderer Scheu begrüßte und aufforderte, ihm zu folgen. — „Wohin?" — „Zu Sr. hochfürstlichen Gnaden." — „Viele Ehre; ich bin bereit." — „Wollt Ihr nicht das Kind mitnehmen?" — „Wenn ich darf — von Herzen gern."

Sie wandelten zum Bischofshof und die Menschenmenge drängte sich nach. Raphael fragte verwundert nach der Ursache dieses überlästigen Geleits. — Der Führer sagte mit bänglichem Lächeln: „Ihr könnt sie wohl Euch denken, fremder Herr." — „Wie das?" — Der Führer schwieg; aber die nachfolgende Menge sprach sich halblaut aus, bald in Ausrufungen der Verwunderung, bald in halb unterdrückten Verwünschungen. Raphael verstand nichts, weder von den einen, noch von den andern, trug Euphemia auf seinem Arme und dankte dem Himmel, als endlich das Ziel seiner Wanderung erreicht war, und die Leibschützenwache des Erzbischofs zwischen ihm und dem verdächtig murmelnden Volke eine Schranke machte.

Dazumal regierte in Salzburg der Erzbischof Wolf Dietrich, ein Edler von Raitenau, ein Mann von großem Verstande, wenn auch von großen Leidenschaften; aufgeklärt, wenn auch nicht über alle Vorurtheile seiner Zeit erhaben: ein Feind des Jesuitenordens und der baierischen Herzoge; ein Freund jedoch der Wissenschaften und der Baukunst. Sein gerades unpfäffiges Wesen nahm für ihn ein; man wußte auf der Stelle, woran man mit ihm war. — Als Raphael sich dem auf seinem Stuhle sitzenden Fürsten näherte, auch Miene machte, dessen Hand zu küssen, zog der Erzbischof dieselbe zurück und fragte ohne Vorbereitung: „Ist's wahr, was ich von Dir höre, Fremdling? Bist Du der ewige Jude?"

Die Frage kam dem Magister so unerwartet, daß er sich etwas sammeln mußte, ehe er eine Antwort versuchte. Indessen redete der Erzbischof halblächelnd weiter: „Die

Frage ist mir Ernst. Ein Domkaplan, der zu Paris gewesen, versichert, Dich dort gesehen zu haben, und zwar vor zwanzig Jahren, und zwar in derselben Gestalt, die Du noch heute hast. Du seyst schon dazumal die Verwunderung der Welt und als ein großer Chymikus berüchtigt gewesen; Du seyst viele hundert Jahre alt und stets derselbe geblieben, behauptet der fromme Mann, der sich selten irrt. Nun ist nach unsern Begriffen nur ein Einziger auf Erden, dem solch Privilegium der Unwandelbarkeit zusteht: der ewige Jude. Die ganze Stadt hält Dich dafür. Wofür ich jedoch Dich nehmen soll, wünsche ich aus Deinem Munde zu hören."

Raphael verbeugte sich demüthig und versetzte: „Wollte Gott, ich wäre der Ahasverus, der Nimmerruhende! So wäre doch endlich einmal das Volk der Welt mit mir im Reinen, und ich müßte nicht allenthalben neue Verhörpein und Verfolgung ausstehen. Mein Schicksal ist aber, meine ich, weit schlimmer, und ich werde am Besten thun, meine Geschichte einem so erleuchteten Fürsten unumwunden vorzutragen. Vielleicht erwirbt meine Offenherzigkeit sowohl mir als diesem unschuldiger Kinde den Schutz unsers allergnädigsten Herrn und Erzbischofs!"

Wolf Dietrich gestattete, daß Raphael ihm unter vier Augen seinen ganzen Lebenslauf erzählte, und Raphael verschwieg davon auch nicht ein Jota. Zuvörderst schüttelte der Erzbischof ungläubig das Haupt; dann wurde er vertrauter mit den wunderlichen Dingen, die er hörte. Bevor noch Raphael geendigt hatte, war ihm gelungen, seines fürstlichen Zuhörers gänzliches Zutrauen, ja seine Zuneigung zu gewinnen.

„Es gibt fürwahr auf unserer Erde der außerordentlichen Erscheinungen viele!" sagte der Erzbischof nachdenklich, sobald er Alles wußte: „Du bist ein großes Beispiel für Alle, die im irdischen Behagen das höchste Glück suchen. Beneidet und zugleich gehaßt von der

Menge, die dem Emporragenden nimmer hold ist, bist Du ein armer Mann, ein Hiob voll Leiden. Doch muß in Dir ein Schatz von Künsten und Erfahrungen aufgespeichert seyn, der einem Verständigen wohl nützlich, ja eine Goldgrube werden mag. Ich, zum Exempel, dürfte mich versucht fühlen, davon Gebrauch zu machen, und für Dein verlassenes Findelkind, den Fröschlmosern zum Trotz, zu sorgen, wenn Du mir getreulich in meinen wissenschaftlichen Arbeiten beistehen wolltest?" — Raphael gelobte dankerfüllt, was der gütige Erzbischof verlangte. — Wolf Dietrich — man sah ihm an, daß erst jetzt über seine Lippen kam, wornach sein Herz hauptsächlich verlangte — Wolf Dietrich fragte unerwartet, wie zu Anfang der Audienz: „Verstehst Du Dich auf die Kunst, zukünftige Dinge vorherzusagen oder auszukundschaften?" — Dem Magister, war ihm sein eigen und seiner Euphemia Loos theuer, blieb keine Wahl. Unerschrocken erwiederte er. „So weit es Sterbliche vermögen, getraue ich mir's auch." — „Warte einen Augenblick." —

Der Erzbischof ging in's Nebengemach, führte bald darauf eine schöne, braungelockte Dame in's Zimmer, und stellte sie vor den Magister hin, indem er sprach: „Prüfe ihre Physiognomie, prüfe die Linien ihrer Hände, erforsche nach dem Datum ihrer Geburt die Constellation, die dazumal am Himmel geherrscht, und sage mir, was dieser Frau dereinst begegnen wird?" —

Raphael errieth auf der Stelle, daß die Dame, die vor ihm stand, die innige Freundin des Erzbischofs, die schöne Salome Alt seyn müsse, von der er bereits im Lande dies und das gehört hatte. Er unterzog sich daher mit Geschwindigkeit den verlangten Operationen, und gab — bevor er die Sterne zu Rathe gezogen — vorläufig das Orakel von sich: „Sie wird geliebt seyn immerdar von einem liebenswerthen Manne; sie wird die

glückliche Mutter von schönen Kindern werden: ihr Glück wird wachsen wie der Mond, ohne zu schwinden, wie dieser; bis zu ihrem sanften Tode wird sie eine Fürstin nicht zu beneiden haben!"

Das rosenrothe Vergnügen malte sich auf Salome's Antlitz, und der zärtliche Fürst theilte ihr stilles Entzücken. Er rief die kleine Euphemia herein, führte sie in Salome's Arme, und sagte zu Raphael: „Diese soll des Kindes Mutter seyn." — Raphael sank auf seine Kniee; der Erzbischof hob ihn aber auf, seinem Dank entgegnend: „Ei was, ei was! im tollen Frankreich wird das arme kleine Geschöpf ohnehin nichts mehr zu fischen finden; und weil es von der Großmutter her eine Salzburgerin ist, so muß ich wohl sein Vater seyn. Auch Deinen Ludwig werd' ich durch meine Freunde in München kapern und hieher bringen lassen. Wie Du mir sagst, taugt er nicht zum Jesuiten. Vielleicht bildet er sich besser in meinem Dienst. Wir wollen mit einander Cabbala treiben, Du alter Jüngling! Wenn wir nicht Elixire aus Perlen und Diamanten erfinden, wollen wir doch Nativität stellen und Gold aus Blei kochen. Wer sich aber noch einmal untersteht, Dich für den ewigen Juden auszugeben, soll im finstern Kerker büßen."

Der Erzbischof hielt in allen Stücken Wort. Dem vorlauten Domkaplan wurde Stillschweigen auferlegt; einige Lärmmacher, die vom „ewigen Juden" haselirten, wurden gepeitscht; und so gab's bald wieder Ruhe, und die Salzburger respektirten den fremden Mann, obschon sie ihn nicht begriffen, und nicht aufhörten, sich allerlei Fabeln von ihm im Verstohlenen zu erzählen. Raphael wurde in einigen hellen und wohlversehenen Stuben auf der Veste eingelagert; und so oft der Erzbischof Zeit gewann, stieg er zum Schloß empor und laborirte nach Herzenslust mit seinem Chymikus, und zwar an derselben Stelle, wo vor fünfzig Jahren Pa-

racelsus neben dem Herzog Ernst mit Retort und Tiegeln seine Schwänke getrieben. Wolf Dietrich ließ Euphemia neben seinen und der Salome Kinder erziehen, und wußte zu veranlassen, daß der gute Ludwig seinem bittern Noviziat zu München entrückt wurde, und ohne daß Joachim erfahren hätte, wohin er gerathen, zum Vater Raphael nach Salzburg kam. — Die heftigste Freude beseelte Vater und Sohn. Ihre Umarmung schien ein heiliges Siegel, das nicht mehr aufgelöst seyn wollte. „Mache aus mir, was Du willst, mein Vater," rief Ludwig: „Ich kehre gerne zum Handwerkstisch und zum Gießofen zurück, wenn ich nur bei Dir bleiben und dem finstern Welthaß entsagen darf, zu dem mein Bruder mich erziehen wollte. Laß uns nie mehr von Trennung reden, Vater; nie mehr wollen wir von einander scheiden. Die Mutter redet oft zu mir vom Himmel nieder: „Verlasse Deinen Vater nicht!" Und so wie ihre liebliche Stimme, so spricht mein Herz beständig, seitdem ich Dich gesehen mit diesen meinen Augen. Wie spät erst wurde mir dieses Glück! O laß es dafür immer dauern. Sey für mich ein treuer, offenherziger Führer, und alle Räthsel, womit Dich entweder ein außerordentliches Geschick oder nur der Wahn der Menschen bekleidet, kümmern mich nicht!" — Raphael konnte vor Rührung nichts erwiedern, da er seinen Sohn also reden hörte. Das war Louisons ächte Stimme; das war ihre Gesinnung, ihre treue Liebe. Helena's Kinder hatten deren Selbstsucht geerbt; Ludwig setzte Louisons Hingebung fort. Er versenkte sich in seinem Vater, und wurde nicht müde, seine Züge zu betrachten, und zu beklagen, daß in Louisons dürftigem Haushalt nicht einmal ein armes Konterfei von ihm vorhanden gewesen, um schon dem Knaben des verehrten Vaters Gesicht einzuprägen. Da antwortete ihm Raphael mit überschwänglicher Empfindung, seines kurzen, aber reinen Glücks mit Louison ge-

denkend: „Ein Bild? ein Bild? Wozu brauchten wir damals ein trocknes Gemälde? Wir besaßen uns ja ausschließlich in Fried' und Eintracht, und dachten wahrlich nicht daran, eine todte Gedächtnißtafel unserer Liebe aufzustellen, da sie warm und jung in uns gelebt! — Aber wie Du sagst, mein Sohn: fürder wollen wir uns nicht mehr trennen."

Dieser glückliche Stillstand in Raphaels Leben schien Anfangs den günstigsten Einfluß auf ihn zu haben. — Ihm, der müde geworden der Welt, behagte der abgesonderte Aufenthalt auf der Veste Hohensalzburg. Er unterrichtete, um sich zu zerstreuen, seinen Sohn, und bildete ihn zu einem trefflichen Scheidekünstler und Apotheker. Wenn er sich am Abend ein besonderes Vergnügen machen wollte, besuchte er seine und des Erzbischofs Mündel Euphemia, die bestens erzogen wurde; denn der Erzbischof machte, die Vaterpflichten an seinen Kindern im vollen Umfang erfüllend, dadurch wieder gut, was er mit diesen Kindern an Aergerniß in die Welt gebracht hatte. — Raphael mochte sich zufrieden nennen — — und dennoch war er's weniger von Tag zu Tag. Die Natur bot ihm keinen neuen Reiz mehr; das Weltleben stand ihm fern, wie die Poesie; die Manipulation der Metalle erzeugte in ihm den Nervenreiz des Geizes, womit sie gewöhnlich das Alter verfolgt. Das Goldmachen gelang indessen nicht. Der ungeschickte Alchymist folterte sich am Herde Tag und Nacht; umsonst. — Demungeachtet lachte der Erzbischof nur über seine dringenden Versuche, und studirte lieber in den Sternen. Auch von dem Elixir aus Diamanten wollte er nichts wissen, obschon ihm Raphael, seine fixe Idee wieder hervorholend, oft zu dessen Bereitung gerathen hatte. „Nein, nein," sagte Wolf Dietrich mit geradem Sinne: „Das wollen wir fein bleiben lassen, mein Alter. Die Juwelen stehen dem braunen Haar oder dem weißen Busen meiner Salome viel zierlicher an, als

diesen rußigen Tiegeln, und Dein Beispiel macht nicht viel Lust, ihm zu folgen. Müde seyn des Lebens, und dennoch leben müssen; ... der trostlosen und magern Jahre so viele ausstehen, bevor endlich von weitem ein paar fette, aber kurze Jahre am Horizont erscheinen ...? nein, nein; lassen wir's, bis wir das zweite Arkanum finden: was nothwendig dem ersten den eigentlichen Werth verleiht: das Mittel, am Leben ewig Freude zu behalten."

Darob grämte sich Raphael. Er fühlte wohl, daß er mürrisch, eigenwillig, im Denken nnd Erfinden unfruchtbar geworden war; er wollte es jedoch nicht merken lassen, und zitterte vor der Ungnade des Erzbischofs. Manchmal ertappte er sich sogar auf einem mißgünstigen Gedanken, wenn er bemerken mußte, daß Wolf Dietrich hin und wieder lieber mit dem Ludwig laborirte. Raphael zürnte mit sich selber; doch blieb's dabei. Sein Körper handelte rüstig und jung; aber die schaffende Kraft im Marke litt zum Schaden seines Charakters. Deßhalb wurde er stets einsylbiger; und nur die Treue seines Sohnes, die sich nie verleugnete, so wie die Scherze der heranwachsenden Euphemia hatten die Macht, ihn vor gänzlichem Ueberdruß zu retten.

Eines Tags sprach der Erzbischof zu ihm: „Du bist jetzo einige Jahre still gesessen, Freund. Dir, dem Weltfahrer, thut die Ruhe nicht immer gut. Du versauerst auf meiner Felsenburg. Ich will darum neues Oel in Deine Lampe gießen. Da hast Du Briefe an den gelehrten Tycho de Brahe und mehrere seiner Freunde und Schüler; an den trefflichen Baco von Vernlam in England; an den tiefen Denker Galilei in Italien, dem ich als Freund der Wissenschaft von Herzen hold bin, wenn ihn gleich die Kirche nicht als ihren besten Sohn belobt. — Hier hast Du zugleich eine weitläufige Instruktion über die Fragen, die Du mit jenen Männern in meinem Namen abzuhandeln haben wirst. Drei Jahre gebe ich Dir als Reisezeit, zum Gefähr-

ten Deinen Sohn, den diese Reise völlig ausbilden mag. Während ich zum Reichstag gehe und lang versäumten Regierungsgeschäften obliege, geh' Du und bestelle meine Briefe und Quästionen. Sage den gelehrten Herren, daß ich lieber an Deiner Stelle wäre, als an der meinigen, und kehre froh und erheitert zu mir zurück. Ich wünsche Dir nicht das Leben, Du hast es schon im Uebermaße; — ich wünsche Dir Lebensfreude!" —

Raphael gehorchte ohne Lust; Ludwig ging aber mit Freuden. Ihm war die Welt so neu; dem Vater war sie farblos, abgestorben. Doch genoß auch er noch einiges Vergnügen im Wiederschein der Freude seines Sohns. Sie ließen sich Muße und Weile auf ihrer Fahrt. Die Tage vergehen schnell auf langsamen Reisen. Es lag schon eine geraume Zeit hinter ihnen, als sie endlich, nachdem sie Italien, Ungarn, Böhmen, Dänemark und England gesehen, von dem brittischen Ufer abstießen, um das französische, Ludwigs Geburtsland, zu erreichen. Ihr Schiff war indessen einem launenhaften Thiere zu vergleichen, das nicht gern den Zügel duldet. Es segelte nicht gut; seine Mannschaft war nicht die beste. Zum Unglück stand ein Sturm auf, der es weit hinaus, in der spanischen Küste Bereich, schleuderte, und unfern von derselben auf ein Felsenriff trieb, daß es barst, umgeben von fürchterlicher Brandung. Immer höher quoll die Fluth im Schiff; immer höher glimmten die Matrosen, bis der Mast sich niederlegte und das ganze Gebäude aus allen Fugen wich. Raphael und Ludwig hielten sich eng umarmt, den Tod im Auge. „Ich seh' ihn kommen mit Freuden!" sprach Raphael; „aber Du, mein Lieber, solltest noch nicht sterben!" — — „Das werd' ich nicht, weil ich Dich retten will, so mir Gott hilft," versetzte der Sohn; und in der nächsten Minute deckte sie der grimme Wogenschaum. Raphael, der seine zweite Euphemia, die der Rhein verschlungen, in der Woge zu sehen glaubte, die daher fuhr, hoch aufgerichtet,

wie eine Riesengestalt in wehenden Gewändern, war mit dem Schrei: „Sie kommt, um mich zu holen!" in's nasse Grab gesunken. Aber die starken Schultern des Sohns tauchten unter ihm auf, und trugen ihn sicher durch den Wellensturm. Indessen, eine gute Strecke noch vom Ufer versagten Ludwigs Kräfte oder der Meergeister Mitleid, und eine landwärts stürmende Fluth riß den Vater hinan, drückte den Sohn hinunter, und warf den Erstern wie im Bogen über scharfe Kanten und tolle Strudel auf einen weichen Sandabhang an einer stillen Bucht. — Er öffnete die Augen, und schloß sie wieder vor dem Ingrimm des Meers und vor dem Anblick vorüberschaukelnder Leichen. „Mein Sohn!" wimmerte er: „auch dieses Elend, dieses höchste und letzte von allen, mußte ich erleben?" — Glühende Thränen flossen in den kühlen Sand. Da wälzte eine gebrochene Welle einen Gegenstand heran — keine Leiche — und legte ihre Last neben Raphael nieder. Er erkannte mit Grausen die Flasche des Paracelsus. — Die Erbitterung, die sich seiner bei diesem Anblick bemeisterte, überwand für einen Moment seine Wehmuth, und er streckte sich hoch empor, und rief zum grauen Himmel auf: „Tückisches Schicksal, du erzgepanzerte Macht ohne Barmherzigkeit! Mußt du mich noch mit dem entsetzlichsten Spott verfolgen? Welche Strömungen, welche unterirdische Kanäle hat etwa diese Höllenflasche durchschiffen müssen, um hieher zu gelangen, um mich zu äffen in der schwersten Stunde? Die Unsterblichkeit wiederfinden in der Stunde, da meines Lebens Kern, mein Sohn, im Meere schwimmt, eine blasse Leiche? Fahre hin in den Pfuhl des Verderbens, woraus Du entsprungen!" Mit diesen Worten sendete er gewaltigen Wurfs die Flasche zurück in den wildesten Brodel der Brandung. Und er lief weit hinaus an die Klippen, um sich selber zu opfern den grollenden Geistern; aber allenthalben kamen die Wellen gegen ihn an mit abwehrender Gewalt, und ihr Gebrüll klang: „Zurück! Du

bist nicht unser!“ Und der Wind pfiff den Ohnmächtigen aus, und vom Grunde des schäumenden Meers reckte sich eine schwarze Riesenfaust, gleich Mephistopheles, empor, und schleuderte die Flasche des Paracelsus abermals neben Raphael auf den Sand. — Dieses schauend, sagte er mit dem Hohn der Verzweiflung: „So gehör' ich denn unrettbar der Hölle an, und ich will mich nicht länger sträuben, ihr Faustpfand wieder an mich zu nehmen! Doch soll noch vermaledeiter, als mein Geschick, der Tropfen seyn, den ich ferner aus dieser Flasche koste. Ich will mich vom Leide nähren, bis endlich mein Leib in Staub zerfällt, oder bis Mephistophel mich abzuholen kömmt. Ich will nichts mehr kennen, als den ewigen Schmerz!“

Ein portugiesisches Schiff nahm den Verunglückten bald auf, und er floh mit demselben davon, das alte Europa zu umschiffen, und seinen Erinnerungen zu entlaufen. An seiner Statt schwamm nur ein Abschiedsschreiben dem Erzbischof zu. — Bald untersuchte er die Flasche; das Siegel war noch unverletzt. Die Flasche war also noch nicht in die Hände eines neugierigen Fischers gefallen, der wie jener im arabischen Mährchen vorwitzig genug gewesen, die Salomonischen Geister in Freiheit zu setzen. Seegras hatte sich korbähnlich um die Phiole geschlungen; in dem sonderbaren Nixengeflechte hing, wie angefädelt, ein schwerer goldener Ring mit Heiligenbild und Wappen; einer von denen, womit die venetianischen Herzoge sich dem Meere zu vermählen pflegten. Diese räthselhafte Begegnung zweier Dinge, die von entlegenen Enden Europa's sich zusammengefunden hatten, war ehrfurchtgebietend. Raphael zerstörte nicht das Werk der Künstler tief im Meere. Aber fliehend von Land zu Land, verkaufte er an Thoren und Verständige vom Necktar seiner Flasche, Schätze sammelnd, Schätze verschwendend. Er verlängerte europäischen Geizhälsen, arabischen Schwärmern, persischen Tyrannen das Leben

zum Hohn der Erben, der Vernunft, der Menschlichkeit. Mit dem Besitz der Flasche, deren Inhalt sich wunderbarerweise nur sehr langsam verringerte, schien abermals etwas vom Schwarzen in Raphaels ehrliche Haut gefahren zu seyn, und er trieb sich unstät durch die Welt, gejagt von der gespenstigen Vorstellung des armseligen Todes seines geliebten Ludwigs.

Und dennoch war diese Vorstellung nur ein Gespenst. Nach manchem Jahre einmal wieder heimwärts denkend und schiffend, fand Raphael auf einer Insel des Archipelagus einen alten Brief des Erzbischofs vor, der zu seinen staunenden Augen Folgendes sprach: „Wo bis Du, Ahasverus, der eitle Episteln voll von eiteln Schmerzen aussendet, ohne einen Trostbrief irgendwo abzuwarten? „Hast Du Deine Pflichten gegen uns vergessen und zugleich Dein Kind Euphemia, weil Du wahnwitzig in „der Welt umhersteuerst, einem Schatten auf der Ferse? „Und dennoch ist daheim verkörpert, was Dir aller Lebensfreuden Inbegriff zu verschaffen vermag. Ludwig „ist nicht eine Speise der Fische geworden. Nicht weit „von eurem Schiffbruchfelsen hat ihn ein Pirat an Bord „gezogen. Es hat lange gedauert, bis er dem Seeräuber „entrinnen mochte, doch ist es ihm endlich geglückt, und „seine Heimfahrt hat der Herr gesegnet. Leider jedoch fand „er nicht Dich, sein Alles, in der Heimath, und meine „Gnade ersetzte ihm nicht Deine Liebe. Mache also, ungestümer, jungköpfiger Alter, daß er wieder lebe, wie „ein warmblütiger Mensch, und nicht wie eine Pflanze. „Komme, komme, komme zurück."

In dem „Gottlob!" das Raphael stammelte, lag ein langer Freudenpsalm, in dem bethränten Blick, den er zum Himmel sendete, ein Flehen ohne Ende, daß ihm vergeben werde die Verwünschung, die seinem Munde an jenem Tage des Schiffbruchs entschlüpft war. Die Zeit allein, die lange Zeit seines Schwärmens in der Welt,

dauerte ihn; aber kein Bedauern bringt die verlorene je zurück. — Von Stund an war ihm zudem das Schicksal wieder günstig. Ein Schiff fand sich wie auf Befehl zur Hand, sein Steuer wurde von der Fortuna selbst gelenkt, kein Unfall wehrte der eiligsten Reise. Binnen wenigen Wochen lag Raphael in seines Sohnes, in Euphemia's Armen, und zu den Füßen des gnädigsten Fürsten, der des alten Jünglings Landstreichereien verzieh, und dem der Heimkehrende als ein Geschenk seiner tiefsten Dankbarkeit die wunderbare Flasche mit dem Elixir, und mit dem Ringe des Dogen überreichte.

Statt, wie er gewöhnlich zu thun im Brauch hatte, das Geschenk zu verweigern, weil, wie er sagte, einem Fürsten anständiger sey zu geben, als zu nehmen, empfing der Erzbischof mit froh aufglänzenden Augen die Gaben, löste schnell den Dogenring davon, schob ihn an seinen Finger, und sagte — Raphael nicht nur aufhebend, sondern fast brüderlich umarmend: „Gesegnet seyst Du und bedankt von Herzen. Nimm diese Flasche hin, die ich nicht brauchen mag, da nicht ein langes Leben das Glück, wohl aber einzig nur ein langes Glück das Leben ist. Den Ring behalte ich jedoch, und schließe Dich damit an mein Herz bis an mein Ende. Ich bin glücklich, ich bin reich; theile mit mir den Reichthum und die Freude. Ein großer Zeichendeuter hat mir in Regensburg vorausgesagt: „es werde ein Mann zu mir kommen, mir einen seltnen Ring zum Geschenk zu überreichen, und an dem Ringe klebe meine Fortuna; so lange zwar, als der Mann leben und in meiner Nähe verweilen werde.“ Nun kommst Du, und mit Dir der seltenste aller Ringe, den das Meer nach vielen Jahren so weit von Venedig ausgespieen hat! Laß mich daher sowohl Dich als die Deinen mit Lieb und Ehren in meinem Kreise festhalten. Indem ich euch mit Glanz und mit Frieden umgebe, baue ich meines eigenen Glücks Pyramide, und es wird sich auf meine Kinder und

Enkel vererben, weil Du, o seltner Mann im Schöpfungsraum, mich lange, lange überleben wirst, und weil nur mit Dir der wohlthätige Zauber zu Grabe geht!"

Neuntes Kapitel.

Das Ende.

Der Erzbischof war nicht der Mann, eine Sache halb zu thun. Er hatte unlängst auf dem Flecke, wo noch heute das Schloß Mirabella zu sehen, ein Lustschloß erbaut, das er nach seiner Liebsten Namen „Altenau" geheißen. In jenem fürstlichen Gebäude war alles vereint, wodurch das Leben bequem gemacht werden kann. Bewohnte gleich die schöne Salome mit ihren Kindern die reichsten Gemächer daselbst, so blieb doch noch eine Reihe von heitern Zimmern übrig, wohin der Erzbischof den Raphael versetzte, dessen Wohlseyn er abergläubisch zu überwachen sich vorgenommen hatte. Die Einrichtung, die der fürstliche Freund seinem Liebling schenkte, war für jene Zeiten prunkvoll, und nichts mangelte daran. Sogar die Hausfrau, die Alles im Hause ordnet und erhält, fehlte nicht. Euphemia war zur Jungfrau herangeblüht, und stand, im Schmuck hoher Liebenswürdigkeit, dem Hauswesen ihres Adoptiv-Vaters vor. Die Lehrer des Mädchens und die Sorge der schönen Salome, deren Geist mit den Reizen ihres Körpers an Vollendung wetteiferte, hatten ein Meisterstück an Euphemia gemacht.

Kaum hatte Raphael sich in seine neue Lage, die ihn unabhängig und reich machte, eingewöhnt, als er seine Kinder zu mustern begann. Euphemia hatte seinen Beifall. Raphaels Eitelkeit that sich auf die Erhaltung dieses Prachtgeschöpfes etwas zu Gute. Weit höher schlug diese Eitelkeit indessen die Existenz des Sohnes an. Ludwig stand eben in den Jahren, die Raphael gehabt, als er Salzburg zum erstenmale verlassen hatte. Er war in Gestalt, Gesicht und allem Wesen seinem Vater vollkommen ähnlich geworden. Wenn er hin und wieder eines der Gewänder Raphaels anlegte, war er nicht von dem Letztern zu unterscheiden. Soviel, was das Aeußere anbelangt. Im Innern war er weich und zärtlich, wie Louison; für's Edle begeistert, wie die unverdorbene Jugend zu seyn pflegt, und was er liebte, verehrte er zugleich, wie den Tempel des Herrn. Er war recht geschickt worden in der Kenntniß von vielen Gewerben, im Forstwesen, in der Hüttenkunde; ein fleißiger Diener des Erzbischofs, der ihn oft in's Gebirge versendete, um Beobachtungen anzustellen, oder Einrichtungen zu machen, deren Betrieb ihn manchmal viele Monate von der Hauptstadt entfernt hielt. Seine eigentliche Wohnung war auf Hohensalzburg verblieben; aber sobald er dort anwesend, verging kein Tag, wo er nicht gen Altenau zum Vater, gleichwie zu Hofe gekommen wäre, um nach seinen Befehlen zu fragen, und zu sehen, ob es ihm wohl erging. Gegen Euphemia war er freundlich und gefällig, gegen den Vater voll von Liebe und Gehorsam.

Raphael wünschte sich Glück zu den beiden Wesen, die sich plötzlich, so wohl vollendet, an ihn schlossen, die ihn mit Sorgfalt umgaben, denen seine Worte ein Orakel, seine leisesten Wünsche gemessene Befehle waren. Sein unruhiger Geist blieb haften an einem heitern Daseyn, wie er's nie geahnt hatte. Er gewöhnte sich an eine gewisse Stabilität; er rastete, gleichsam für immer, in dem

schönen Hause, in der behaglichen Muße eines reichen Selbstherrn; er verwuchs so viel als möglich mit den Wänden, mit den Geräthen, mit Garten, Hof und Feld, als wären sie seine Heimath gewesen immerdar. Dann und wann zog freilich einen schwarzen Faden durch das Silbergewebe seiner Beschau-Freude der Gedanke: „Dieses Alles, was dich umgibt, ist so schön, ist so gediegen, so fest gegründet: ein Paradies, welches ganz so aussieht, als würdest Du es bis zu Deinem Ende besitzen! Und dennoch ist dem nicht also. All dieses Glück wird, so wie vordem jedes andere, in Deinen Händen zergehen; Du wirst den Einsturz dieses Schlosses, den Heimgang Derjenigen, die darinnen walten und von denen du so heiß geliebt wirst, mit Deinen leiblichen Augen ansehen. All dieses Glück — ja, ja — wird ein Ende haben; Du wirst etwa nackt und bloß den Ort Deines Reichthums verlassen müssen, um von Neuem die Welt zu durchstreifen, ohne Stätte, ohne Freund, auf einer Straße, die sich mit den Leichensteinen Deiner Theuern pflastert, während Du verdammt bist, zu leben.“

Wenn derlei Vorgefühle den Magister plagten, liebte er, in sein Bücher- und Kunstzimmer zu treten, und mit finstern Blicken die Phiole der Lebensessenz zu beschauen, welche dort in einem schönen altmodischen Schranke aufgestellt worden war. Oft, wenn er sich der Vergangenheit, die jenes Elixir ihm bereitet, recht schwarz und bitter erinnert hatte, war er in Versuchung gewesen, die Flasche ohne Gnade zu zerstören; aber stets hatte eine leise Abneigung vor dem Zerstörungsprojekt die Oberhand in ihm behalten, und die Flasche gerettet. Raphael hatte sich begnügt, deren Aufschrift zu ändern. Die „Geister Salomonis“ hatte er entfernt, und „schärfstes Gift“ auf den Deckel geschrieben. Außer ihm wußte niemand als der Erzbischof um die wahre Beschaffenheit des Elixirs. Niemand, außer Raphael und Euphemia,

besaß den Schlüssel zu der Bücherstube, und die Letztere, obschon nach Pflicht und Brauch der Hauswirthin öfters den Staub von Büchern, Flaschen und Büchsen fegend, verrichtete dieses Geschäft mit scheuer Hand an der Phiole des Diamanten=Elixirs, und hielt sich nie lange bei dem „schärfsten Gifte" auf.

In einer der obgedachten Stunden der Selbstplage hielt Raphael einst das alte Glas in Händen, und öffnete den Deckel, und löste den griechischen Gebrauchszettel ab. Er that es, ohne eigentlich davon recht zu wissen, und, so wie das morsche Blatt entfaltet vor ihm lag, besann er sich erst auf dessen Inhalt, und die feierliche Nacht, in welcher er zum erstenmale die Schrift entziffert hatte. — Jetzo, im Strahl der Sonne, las er sie noch einmal durch. Und als er zur Stelle kam, wo es heißt: „Nicht rathsam ist ferner, daß „nach einem „zurückgelegten Jahrhundert der Mann noch einmal sich „beweibe . . . die Kräfte des Elixirs würden alsdann „dem sinkenden Haus der Sterne folgen . . ." da stützte er den Kopf in beide Hände, und dachte lange nach, wie ein Sclave, der von Ferne eine Möglichkeit ahnt, seiner Fesseln los zu werden. Dann nahm er den Kalender zur Hand, und berechnete die Dauer seines langen Lebens. Er stand auf der Grenze des Säculums. „Sollte mich eine dritte Ehe von dem Daseyn befreien können, das mir nur Leiden und Verlassenheit bringt, statt der Vortheile, mit denen ich mir geschmeichelt hatte?" fragte er sich, und diese neue Vorstellung lächelte ihm lieblicher als je eine Braut gethan. — „Noch einmal meine Stirne mit vergänglichen Myrthen bekrönen?" fragte er sich weiter: „Warum nicht, wenn in der That daraus die Cypresse aufginge, die meinen ersehnten Grabhügel freundlich beschattete? — Da fielen ihm seine Kinder ein und zur dritten Frage ging er über: „Wäre es wohlgethan, zwischen mich und die Kinder, denen ich Alles

verdanke, und denen Alles gehören soll, was ich besitze, eine Fremde zu stellen, deren Sprößlinge meinem Ludwig und meiner Pflegetochter verkümmern würden, was ihnen gebührt? Wenn sich auch die Kinder Helena's auf ewig von meinem Herzen losgerissen haben... nun, es ist ihre eigene Schuld... verdienen denn, die mir treu geblieben, daß ich sie beraube, sowohl meiner Liebe, als ihres Erbtheils, um einer Fremden willen? Soll ich noch einmal meine Seele einem Weibe hingeben, um gegen meine Lebensengel gleichgültiger zu werden?"

Seitdem er die Flasche des Elixirs in seinen Händen gehalten, war abermals ein unheimlicher Zwiespalt in seine Brust eingedrungen. Ein unbestimmtes Verlangen nach umgestalteten Verhältnissen hatte sich seiner beinahe völlig bemächtigt. Nur mühsam wurde sein Verstand über diese sinnlichen Regungen Meister. Raphael zog sich aus der Nähe des „schärfsten Gifts" in die tiefste Einsamkeit zurück. Louisons Andenken, und alle frommen Vorsätze seines Lebens beharrlich in sein Gedächtniß zurückrufend, fand er den Muth, seines Herzens Zustand und die Forderungen seiner Sinne zu prüfen. Er zergliederte sein Innerstes, und fand darinnen, wenn auch mit Schrecken, eine vollendete Dürftigkeit an Liebe für Alles, was die Welt, seine Lieblingskinder ausgenommen, ihm darzubieten im Stande war. Seine gealterte Phantasie versuchte, das Bild eines weiblichen Wesens zu malen, es mit allen Tugenden und jeglicher Hingebung, die das Weib zieren, auszuschmücken. Dagegen hielt er die Trockenheit seiner Gefühle, seine Ohnmacht, auch nur zu erkünsteln die warmen Empfindungen, die so beseligend aus jungen Gemüthern in das Erdenleben dringen. Er mußte sich bekennen, daß er unfähig geworden, seine Selbstsucht zu verläugnen, um irgend einem fremden Weibe Liebe für Liebe zu geben. Eine Louison, eine Euphemia war

für ihn nicht mehr vorhanden! — Und demungeachtet — da er, wie in seliger Zerstreuung, spielte mit den Namen der Frauen, die er einst innig geliebt, — blieb in seinen Gedanken der Name „Euphemia" hell und erregend stehen, und bald konnte er sich nicht mehr von ihm abwenden.

Da begann er seiner Pflegetochter Wirken auf's Genauste zu beobachten. Ihre Anmuth, der Reiz ihres Umgangs, die Sorglichkeit, womit sie alle Geschäfte der Hausfrau verrichtete, ihr unabläßiges Bemühen, des Vaters Zufriedenheit zu verdienen, und jede Stunde des Tages für ihn mit irgend einem Blümchen unveränderlicher Zuneigung zu verzieren, fesselten seine Aufmerksamkeit, und sogar seine Bewunderung. Euphemia's glänzendes Auge sagte ihm stets: „Ich gehöre Dein!" ihr Mund war nicht ein spröder, sondern ein freigebiger Dolmetscher ihrer Augen: ihr Gehorsam, ihre Ergebung in jede Laune Raphaels war ohne Schranken. Euphemia, so jung und Freude findend an der Welt, wich nicht aus ihres Hauses Räumen, weil Raphael, selbst ein Einsiedler, ihre Gesellschaft ungern vermißte; Euphemia, die, wie immer die Jugend, gern dem Wechsel hold war, wo es galt, Verjährtes mit dem, was die neue Zeit bringt, zu vertauschen, fügte sich sogar in die eigensinnige Grille des Vaters, der nur alte Formen und Dinge um sich versammelt zu sehen wünschte. Er liebte, wie Greise thun, die Geräthschaften, die in seiner Jugend Mode gewesen waren; Euphemia trug Sorge, daß seine Gemächer nur mit solchen versehen wurden. Er hing mit kindischer Hartnäckigkeit an der Tracht der alten Zeiten, und wollte dieselbe und keine andere an seiner Tochter sehen; Euphemia fertigte ihm bereitwillig die Gewänder nach dem Schnitt, den er bevorzugte, und kleidete sich selbst, wie etwa ihre Großmutter gethan hatte; belud sich mit schwerem Schmuck, wenn Raphael

es verlangte, ordnete ihre Haare nach seinem Gefallen. Keine Sitte, die dem Magister von Alters her anklebte, wurde von Euphemien unberücksichtigt gelassen. Wer ihren Haushalt und Raphaels Lebensordnung beobachtete, glaubte sich in die Zeiten Karls des Fünften versetzt, und doch saß Rudolph der Zweite auf dem Kaiserthrone, und der unselige dreißigjährige Krieg bereitete sich vor. — Alles that jedoch Euphemia mit Freuden; denn so wie sie als kleines Kind den Mann, der sie in seinen Schutz genommen, schwärmerisch verehrt hatte, so hielt sie jetzt mit Aengstlichkeit darauf, ihm jegliches, was ihm fehlte, zu ersetzen, um den leisesten Schatten des Mißfallens von seiner Stirne zu scheuchen.

Das Endergebniß aller Beobachtungen Raphaels war, daß Niemand mehr als Euphemia verdiene, mit seiner Hand beschenkt zu werden. Er betrachtete die Jungfrau so unumschränkt als sein wohlerworbenes Eigenthum, als einen ihm allein gehörigen Schatz, daß er sich wunderte, wie der Gedanke, sich mit ihr zu verbinden, ihm nicht schon früher begegnet war. Nachdem er Alles noch einmal überlegt, aber freilich nur nach der Weise der Selbstsüchtler, die nichts anerkennen, als ihr eigen Wohlbefinden und ihre Wüllkür, endigte er mit den an sich selbst gerichteten Worten: „So sey's beschlossen. Da mir die Schuppen von den Augen gefallen sind, will ich nicht zögern. Weg, von dannen, ihr leisen Vorwürfe und Mahnungen eines mürrischen Gewissens! Will ich denn der Sinnlichkeit fröhnen, indem ich die Holde zu meiner Gattin mache? Will ich nicht vielmehr den Tod selbst mir antrauen lassen in der Gestalt eines schönen Mädchens? Lieblich wird er seyn, der Tod; aber ich habe einen solchen wohl verdient durch hundert wechsel- und leidenvolle Jahre. Niemand auf Erden, sogar der fromme Ludwig nicht, versteht mich so ganz, wie Euphemia. Ich will ihr Gelegenheit geben, ihre Zärtlichkeit noch zu steigern, und ihre weichen Hände sollen mir die Augen zudrücken. Sterben, sterben! endlich

sterben ... o welch eine Beruhigung liegt in dieser Erwartung! Alle Hoffnungen, die ich noch hegen darf, werden sich auf diese Weise erfüllen. Ich werde mich nicht denen entfremden, die mir treu anhängen. Was ich habe, die Früchte der Gnade meines Fürsten und meiner marktschreierischen Wanderungen, werden in die rechten Hände vertheilt werden. Ich darf mir wohl gönnen, daß des Lebens Lust mich zu den Pforten des seligen Todes geleite, und daß eine Euphemia mich zuletzt beglücke, mich, den zwei Euphemien an den Rand der trostlosesten Verzweiflung gebracht hatten." Vor dem Spiegel hingehend, betrachtete sich der Eitle mit Wohlgefallen, indem er schmunzelte: „Bin noch ein stattlicher Bräutigam; sie hat sich meiner wahrlich nicht zu schämen. Mag alsdann das unerbittliche Alter einbrechen,... mit Freuden werd' ich's kommen sehen, und Euphemia's Liebe wird dadurch um nichts verringert werden."

Seiner Zuversicht voll, 'ging er zu dem Mädchen. Er fand dasselbe betend. Euphemia unterbrach sich gleich, und empfing den Vater, wie gewöhnlich, als eine liebevolle Tochter. — „Für wen hast Du gebetet, mein frommes Kind?" fragte Raphael lächelnd. — „Es galt dem Bruder Ludwig, antwortete sie mit schwachem Erröthen; „er ist, wie Du weißt vor mehreren Tagen in's Gebirg verschickt worden, um einen Schacht zu untersuchen, der schon seit mehreren Tagen brannte. Der Himmel gebe, daß dem Bruder kein Unglück widerfahre." — „Sorge nicht; er hat Glück und Stern." — „Ich habe Vertrauen zu ihm und seinem Glück, lieber Vater, aber Du weißt noch nicht, daß in der vergangenen Nacht die Mutter bei mir gewesen ist, und mir einen herben Schmerz vorhergesagt hat?" — „Du närrisches Mädchen! dauern die Gespensterbesuche, die des Kindes Schlaf belebten, auch noch in den Träumen der Jungfrau fort? Nein, nein, fürchte nichts. Es galt ja hier nur ein Scheiden

für wenige Tage. Laß uns trauern um die Todten, nicht um die Lebendigen. Bemeistere Deiner Empfindung Heftigkeit. Was bliebe Dir zu thun übrig, wenn ich, Dein Vater, den Du liebst . . . nicht wahr, Du liebst mich, Euphemia?" — „Höher ehr' ich Dich, als meiner leiblichen Eltern Gedächtniß?" betheuerte Euphemia schnell, die Hand auf's Herz gelegt. — „Nun . . . wenn ich, Dein Vater, einst zur Grube fahre . . . was wirst Du alsdann beginnen?" — Euphemia erschrack, doch faßte sie sich augenblicklich, schaute den Magister lächelnd an und entgegnete: Du scherzest. Du, zur Grube gehen? Seh' ich Dich so vor mir in Deiner wunderbaren Wohlgestaltung, so kann ich gar nicht glauben, daß jemals dem Tod ein Recht auf Dich zustehen werde." — „Thorheit, Euphemia. Die außerordentliche Gnade, die mir der Himmel mit diesem Schein der Jugend verliehen hat, muß auch ein Ende nehmen, wie Alles. Ich bin wohl älter, als Du meinst. Ich hab' im Leben viel ausgestanden. Meine letzten Reisen . . ." — „Ach, Vater," unterbrach ihn Euphemia bang: „wenn Du wüßtest, was ich während Deiner Abwesenheit gelitten habe! und kaum hatten wir ein Zeichen Deines Lebens in Händen, als dasselbe uns auch schon den Tod des Bruders ankündigte. Welch' eine böse Zeit! Doch hab' ich dazumal mehr um Dich, als um den Bruder geweint; wiewohl, als er zurück kam, und ich ihn eigentlich erst kennen lernte, mein Glück außerordentlich zu nennen gewesen ist." — „Laß sie dahin seyn, jene Zeiten. Laß uns sprechen von denen, die da kommen werden. Ich habe also viel ausgestanden, und mir wäre nicht zu verübeln, wenn ich suchte, den Rest meines Daseyns so angenehm zu gestalten, als immer in meinen Kräften steht?" — „Gewiß nicht lieber Vater. Was Deiner Kinder Streben dazu beitragen kann, soll geschehen. Ich gebe in Ludwigs Namen die Versicherung, . . . und

was mich betrifft, so weißt Du ..." — „Ich habe den Entschluß gefaßt, Euphemia ... neuerdings zur Ehe zu schreiten." — Betroffen fuhr das Mädchen zurück. „Ist das Dein Ernst?" fragte sie nach einer Pause wehmüthig. — „Mein völliger Ernst. Wie sehr ich meiner Kinder Bemühungen um mich bewundern muß, so fehlt mir doch die innigst vertraute Gefährtin, deren Anhänglichkeit höher anzuschlagen ist, als selbst der ergebensten Tochter Sorgfalt." — Da weinte Euphemia plötzlich und fast unaufhaltsam, und sie brach in die Worte aus: „O thue das nicht geliebter Vater! Ich weiß nicht, warum mir eigentlich zu Sinne wird, als müßte mein Herz brechen, aber thue das nicht, bitte ich in Ludwigs Namen und im meinigen ..." — „Warum denn nicht? Warum die Thränen und der ungemessene Schmerz, Euphemia?" — „Du wirst uns, Deinen Kindern, nicht mehr hold seyn, so wie ehemals; meine Dienste werden Dir nicht mehr gefallen ... ach, ich muß sehr ungeschickt gewesen seyn, sehr arm an Verehrung für Dich, weil Du meiner nicht mehr bedürfen, weil Du unserer Zärtlichkeit entsagen willst, um ... ach Vater, thue das nicht!" —

Beängstigt, aber zugleich überaus geschmeichelt von Euphemia's Kummer nahm Raphael sie in die Arme, und sagte ihr mit eitlem Selbstvertrauen, in der Absicht, sie zu trösten: „Stille Deine Thränen, deren Ursprung ich kenne und Dir offenbaren will. Mein Kind, mir blieb nicht verborgen, wie überschwenglich Du mir zugethan bist. Deinem stillen Wesen zum Trotz hab' ich die geheimsten Falten Deines Herzens ergründet. Was Dich beseelt, ist mehr als die Zuneigung einer Tochter zu ihrem Vater. In Deinem scharf ausgesprochenen Widerwillen gegen eine Verbindung mit einem Weibe verrieth sich mir alsogleich gerade nur die Eifersucht des Weibes. Du liebst mich unsäglich, ... ich will, um Dich ganz an mich zu fesseln, diese Neigung erwiedern.

Du — mit einem Worte — bist das Weib, das ich mir erkoren." Todesbläße überfuhr Euphemia's Gesicht bei dieser Eröffnung. Ihre Glieder wurden starr. Sie entrückte sich sprachlos den Armen Raphaels, der indessen neuerdings ihre Hand faßte, und zu ihr sagte: „Die Enthüllung dieses Dir vielleicht unbewußten Geheimnisses erschüttert Dich sehr. Aber wache jetzt auf aus Deiner Erstarrung. Glaube an die Redlichkeit meines Mundes. Mit Dir will ich leben, an Deiner Seite dahin sterben, beglückt von Deiner Treue, die ich unwiderruflich an mich zu binden gedenke." — Euphemia verhüllte sich das Gesicht, sank auf ihren Betschemel und stammelte unzusammenhängende Worte. — „Fasse Dich," ermahnte Raphael, dessen Herz an der Aufregung des Mädchens zu erwarmen begann: „Auch die Freude vermag uns wehe zu thun, wenn wir sie nicht beherrschen. Mache Dich mit dem Gedanken vertraut, mir gleich zu stehen im Leben, völlig eins zu seyn mit mir. Laß mich sehen Dein bräutliches Angesicht. Vergönne mir den Kuß, der mich auf ewig Dir verloben soll. Die Stunde ist so günstig, sie ladet zur Vertraulichkeit ein. Gestatte, daß wir uns verständigen, damit wir, wenn unser guter Ludwig heimkehrt, ihm mit verschlungenen Händen entgegentreten dürfen, als ein Beispiel, das ihn ermahne, zu thun wie ich, und eine Königin in sein Herz und Haus einzuführen, damit der Sohn nicht weniger glücklich sey, als der Vater!"

„O Mutter, o Mutter!" schrie Euphemia gen Himmel empor, sprang auf, stürzte dann mit verstörtem Gesicht zu Raphaels Füßen, der sie gerührt aufhob und an die Brust drücken wollte, indem er rief: „Nicht im Staube vor mir, in meinen Armen ist Deine Stelle, holde Braut Euphemia!" — Aber mit schier übermenschlicher Kraft riß sich Euphemia von ihm los, und entlief dem Gemach mit heftigster Bewegung, mit gerungenen Händen.

Das Benehmen des Mädchens hatte den Magister mit Bestürzung erfüllt. Kalt und eisern fühlte er sein Herz umklammert. „Das ist nicht Liebe," murmelte er, „solchen Wahnwitz kennt die Liebe nicht. Ohnmächtig vielleicht, doch an meinem Halse läge Euphemia, wenn sie mich liebte!" Schnell entschlossen, zürnend weniger als erschrocken, folgte Raphael ohne Geräusch der entfliehenden Jungfrau.

Sie war nicht zu finden im Saal, nicht auf den Gängen; die Thüre des Bücherzimmers stand offen. Raphael lauschte an der Schwelle. Euphemia stand in des Zimmers Mitte, und redete wie zu einem unsichtbaren Wesen: „Du hast mirs vorhergesagt, Mutter. Dein Wort erfüllt sich. Ein herber Schmerz, wenn gleich kurz, wie Du prophezeihtest. Womit soll ich ihn aber endigen? In den Armen jenes Mannes, voll von Räthseln, würde er ewig dauern. In der Entbehrung des theuern Ludwig, in dem ich den Vater liebe, so wie ich ihn geliebt, da ich noch ein Kind war; Ludwigs, der so innig, jung und heiß fühlt, wie sein Vater ernst und kalt und trocken... in seiner Entbehrung müßte mein Kummer währen länger als die Welt. Ich falle zu Staub wie eine dürre Blume, wenn ich nicht Ludwigs werde . . . verdient denn meine Geduld, meine Treue und Pflichterfüllung gegen den Vater keinen bessern Lohn? Hab' ich nicht um Ludwig gedient, wie die unterthänigste Magd? — ich vergehe, wenn ich mich dem Vater ergebe... doch wie soll ich ihm Nein sagen, da ich ihm Alles verdanke . . .?"

Raphael bemühte sich vergebens, ein Wort aus seinem Munde zu stoßen. Seine Zunge war wie gelähmt. Nur Aug' und Ohr lebte an ihm. So hörte er, was ihm die Seele zerschnitt, so sah er mit Entsetzen, wie Euphemia, nach kurzem Bedenken, zum Schrank trat, ihn aufthat, mit kecker Hand das Diamanten-Elixir heraushob, und den Deckel davon entfernte. „Das schärfste

Gift?" sprach sie eintönig und starrblickend, einer Blödsinnigen zu vergleichen. „Das wäre, was ich brauchte, ... denn ich kann sie ja nicht überleben, die schöne Liebe, die so still und glühend in meiner Brust seit vielen Jahren herrscht ... ich könnte ja nicht überleben, Ihm untreu geworden zu seyn, Ihn an der Hand einer andern zu sehen! Soll ich trinken?... Geschehen wär's alsobald..." sie hob noch unschlüssig, das Glas empor, wird mir Gott die Sünde verzeihen ...?" — höher zu den Lippen führte Euphemia den geheimnißvollen Becher; — noch zögerte sie ... aber der Zauber des Tranks umnebelte schon ihre Besinnung; der verderbliche Einfluß des dämonischen Extrakts nahte sich der Unschuldigen. — Sie hätte getrunken ... wenn nicht im selben Moment Raphael mit der Gewalt, die ihm seine unaussprechliche Angst verlieh, seiner Lähmung Ketten gesprengt hätte. Er entriß mit einem Schrei des Abscheus dem Mädchen das Gefäß. „Du Aermste, was willst Du thun?" fragte er außer sich: „Thörin, das ist schlimmer als Gift! Trinke nicht von diesem Leben, das Deiner Unschuld den ewigen Tod brächte! Bin ich denn schlimmer als ein hundertjähriger Narr sein kann? Bin ich denn ein Ungeheuer des Abgrunds? Schlägt nicht des Vaters Liebe in meiner alten Thorenbrust? Ist Ludwig denn nicht mein Sohn?" —

Halb besinnungslos in seinen Armen lispelte Euphemia: „Ist noch Hoffnung, Vater? Soll er so schnell vorübergehen, der herbe Schmerz?" — Und zu des Vaters Füßen lag der eben heimgekehrte Ludwig, und fragte zerknirrscht: „Riefst Du nicht meinen Namen? O sag' warum, und was ist mit Euphemia geschehen?" — „Sie ist eine Braut geworden!" antwortete Raphael, dem Sohn scharf in's Auge blickend. Da er jedoch wahrnahm, wie sich aus Ludwigs Gesicht alle Farbe verlor, und wie der Schrecken sich darauf lagerte, eilte er hinzuzusetzen, indem er

Euphemia auf Ludwigs Kniee gleiten ließ: „Deine Braut, Du Ueberglücklicher!" — Von der Wonne der Liebenden sich kehrend, setzte er bitter hinzu: „So stand es denn geschrieben, daß eine Euphemia immerdar mein Herz verlocken, immerdar es verschmähen sollte! Des Himmels Wille geschehe! Er gebe nur zu, daß diese Vereinigung mit dauerndem Glück die Trübsal versöhne, die mich heimgesucht, und die ich Andern bereitet habe!" —

Für Euphemia's und Ludwigs schüchterne Liebe war der Augenblick des Bekenntnisses auch zugleich der des Triumphs gewesen. Louisons Geist hatte in Raphael obgesiegt, und seine muthige Selbstüberwindung reute ihn nicht.

Im nächsten Septembermond führte Ludwig seine schöne Braut zur Kirche. Die Gnade des gütigen Erzbischofs hatte schon den frühen Morgen der Brautleute mit reichen Geschenken ausgestattet. Raphael und außer ihm nur wenige Zeugen begleiteten das Paar zum Altar. Vom Volke waren nicht viele dabei zu sehen, denn die Salzburger waren dem Herzog Wilhelm von Baiern, der, von einigen Jesuiten geleitet, und auf einer Wallfahrt begriffen, zu Fuße mit Pilgerstab und Pilgerhut durch die Stadt ziehen sollte, auf den Weg gelaufen. — Der Tag war schwül, aber auf Raphaels Stirne schien die Sonne hell, und spottete der finstern Wolken am Himmel. Auch Ludwig theilte des Vaters Frohsinn. Die Braut allein war nachdenklich, und dem Anschein nach betrübt. Auf die Zurede der freundlichen Salome Alt sagte Euphemia derselben leise: „Ich will gefaßt seyn, aber glaubt mir: neben der Zufriedenheit, die meine Seele mit Recht erfüllt, kämpfe ich mit einer schlimmen Ahnung, und leider täuschen mich diese Ahnungen selten. Gott gebe, daß dieser, mein Freuden- und Ehrentag heiter ende!" —

Die Trauung ging ohne einen störenden Zufall vor-

über. Aber, da die Verehlichten in der Mitte ihres kleinen Gefolgs aus der Kirche traten, saß da ein alter kahlkopfiger Mann auf einem Steine vor der Pforte, und streckte bettelnd eine schlechte Soldatenkappe vor sich hin. „Gebt einen Heller dem alten Bettelmann," flehte er mit zerbrochener Stimme: „seht, mein Bein ist zerschossen, und seit vielen Jahren bettle ich im römischen Reiche auf und nieder. Ein junger Soldat, ein alter Landstreicher! Gebt mir einen Heller, ihr Glücklichen, und Gott bescheere euch dafür gute Kinder, wenn er euch nicht schon bessere Eltern bescheert hat, als die meinigen waren!" — „Laß' uns schnell vorübergehen," bat Euphemia ihren Gatten der die Börse zog. — „Ludwig, Ludwig!" seufzte dagegen der erschrockene Raphael dem Sohn in's Ohr: „Die Heiligen stehen mir bei, der Bettler ist Dein Bruder Bertram!" — worauf der lahme Soldat die hohlen Augen auf den Magister richtete, und von Zorn durchschauert rief: „Oh, oh, ist der da nicht der Vater, den mir die Hölle zugewiesen? Oh, Du prangst daher in Gold und Seide, während ich in Lumpen krieche, und mit dem Hunger kämpfe Tag und Nacht?" — Der Kreis der Zeugen stand unbeweglich; Ludwigs und aller Augen waren auf Raphael gerichtet, der mit Demuth sagte: „Du bist grausam gegen mich gewesen; bist es heute noch: doch ich will nicht murren, denn ich hab's verdient." — „Verdient?" zankte der Bettler, der vergebens sich Mühe gab, aufzustehen, und daher den Vater beim Gewande zurückhielt: „Verdient? Bekennst Du's jetzo? Doch ist's damit nicht gethan. Gib mir meine Diamanten wieder, ungetreuer Vater. Du hast mich um Weib und Habe, um alles Lebensglück gebracht. Dein böses Auge hat mich gelähmt, und in den Staub des Bettels geworfen. Vergelte mir jetzt, vergelte, Du jung gemalter Unhold, oder ich lasse meine Hände nicht von Dir, und solltest Du vergehen unter ihrer Schwere!" — Wie ein Rasender packte der Greis seinen Vater an;

da zürnte heftiger als Er der Himmel mit einem brüllenden Donnerstreiche. Aber schneller als der Groll des Donners war der Strahl des himmlischen Zorns gewesen, und hatte Raphael und Bertram zugleich zu Boden geschmettert. — Als der Schwefeldunst sich verzogen, ergab sich, daß von dem unmenschlichen Sohne nur ein Häuflein Asche übrig geblieben war, während Raphael, von außen unversehrt, noch lebte, obgleich nicht mehr vermögend, sich zu erheben. — Weinend knieten neben ihm die Kinder, umstanden ihn die Zeugen dieses Auftritts. Er aber lächelte, deutete auf die murrenden Wolken, und sprach mühselig, wenn schon ruhig: „Ich sterbe jetzo. Ade, Ade, der Himmelstrahl war mein Befreier. Vergebt mir Alle, wie ich dem Sohn vergebe, der die freche Hand gegen mich erhoben. Das unheilvolle Band, womit ich mich an's Leben fest gesponnen, . . . Gottlob, es ist zerrissen, und ich gehe in's Land meiner Sehnsucht, wissend, daß ihr glücklich seyn werdet, meine Kinder! Ich habe, nur um zu leben, mein Leben verfehlt, und von meinen hundert Jahren sind nur allzuwenige glücklich gewesen. Beklagt mich daher nicht, . . . weinet nicht . . . der Tod ist mir Erlösung . . . und der Herr . . . er wird dem Schwachen verzeihen, wie ihr es thut . . . wie alle thun mögen, die mich gehaßt haben — Ade!“ — Den Scheidenden umfingen eines knieenden Priesters Arme. Unbemerkt war der Herzog von Baiern genaht, und einer seiner geistlichen Begleiter war, vom Schmerz ergriffen, neben Ludwig auf das Knie gesunken. „Er vergibt mir, der ihm nicht vergeben wollte!“ jammerte leise Joachims Stimme, und Raphael vernahm sie wie Ludwig, und sah verklärt in des erweichten Priesters Antlitz, bis er starb.

Er war hinüber, und im Tode falteten sich seine Züge zusammen, und seine Haare wurden bleich, wie seine Wange, und so ruhte er, alles künstliche Blendwerk von sich legend, als ein heitrer schlafender Greis. — „Fürwahr, jetzt wird mir bange um mein Glück!“ rief der Erzbischof,

da er seines Chymisten Ende erfuhr. — Der Erfolg hat diese Furcht bestätigt. — Das Elixir, das in Wolf Dietrichs Hände gekommen war, muß auf seiner Flucht aus Salzburg verloren gegangen seyn, und wurde nie wieder gefunden. Vielleicht hatte der Fürst seiner Salome davon gereicht, denn nur zu lange überlebte sie des Geliebten Kerkerschmach und Tod im Leid aufrichtiger verharrend, als manche vor dem Altar eingesegnete Wittwe. Ludwig und Euphemia blieben jedoch glücklich, wie sie waren, und dieses Glück war ihr reichstes Erbe. Alle Ungewitter der Zeit brausten an ihnen unschädlich vorüber. Oft saßen sie am späten Abend, der Vergangenheit gedenkend, plaudernd bei einander in Mitte ihrer Kinder, und oft hatte Euphemia Gelegenheit zu sagen: „Du magst lächeln, wie Du willst, mein Ludwig; dennoch habe ich gesehen, mit diesen meinen Augen gesehen, daß vier weiße Gestalten unserm sterbenden Vater zu Häupten gestanden sind. Die erste glich Dir außerordentlich; die andere war meine Mutter; die dritte war deren Ebenbild; die vierte schön,... ach schön, wie ich noch nichts gesehen. Der schwarze Wurm, der sich zu des Vaters Füßen krümmte, konnte nichts gewinnen. Die Engel nahmen von dem Sterbenden, was seine Seele war, und trugen das Unsterbliche hinan zum Firmament. — Glaub' mir: der Vater ist gut aufgehoben."

Freund Omnibus.

Wer im Olymp zu befehlen hätte, müßte für die Freundschaft die Stelle einer zehnten Muse erschaffen. Die Freundschaft ist eine Leidenschaft, wie die Liebe. nicht ein Vertrag, wie die Ehe. Sie ist dabei eine wahre Kunst; man muß dazu geboren sein, man muß sie allweg üben, wie eine jede andere Kunst. Ihre Bekenner sind glückliche oder unglückliche Künstler. Die ersteren haben eine geschickte Hand, den letzteren will nichts gerathen, wenn sie's noch so gut meinen. Der glückliche Freund wird zu Ehren kommen, der unglückliche zum Gelächter werden, just als ob beide Maler oder Poeten wären. Der unglückliche Freund ist ein tragischer Charakter, und wohl zu unterscheiden von den plumpen Taglöhnern der Freundschaftskunst, die da verletzen, wo sie trösten, die beleidigen, wo sie helfen wollen, die stets kommen zur unrechten Zeit, und ausbleiben zur gerechten Stunde. Solche lächerliche, weinerliche, überlästige, abgeschmackte Dutzendfreunde sind Pfuscher im Gefolge der Meister. — Nur mit dem Meister jedoch, der unglücklich ist von Schicksals wegen, der mit vollem Herzen nach dem edelsten Ziele strebt, ohne es zu erreichen, und unfreiwillig Unheil säet, wo er Zufriedenheit pflanzen möchte, — nur mit ihm hat diese Geschichte zu thun.

In der Nähe einer großen deutschen Hauptstadt, in der Zeit, worin wir gegenwärtig leben, steht zur Abendstunde und zwar auf der Landstraße ein elegantes einspänniges Fuhrwerk. Es ist sorglich auf die Seite gestellt worden, um die Circulation nicht zu beeinträchtigen. Das Pferd ist ungeduldig, scheint noch nicht eingefahren, und der Mann, der im Wagen sitzt, ein Herr in sauberer Kleidung, mit dem gutmüthigsten Gesichte, das je geboren worden, hat verzweifelte Mühe, den Renner still zu halten. Dennoch wird seine Aufmerksamkeit nicht allein von dem Pferde in Anspruch genommen; der Herr blinzelt scharf nach dem Hause, das zur rechten Hand, abseits von der Straße liegt, von Pappelbäumen halb versteckt. Nicht selten blinzelt auch der Herr gen Himmel; denn die finstern Wolken glätten sich allmählig zu jenem ebenmäßigen Grau, das den Regen verkündet.

Ein Dandy aus der Stadt jagt auf seinem offenen Wagen vorüber, und spricht lächelnd zum Dandy neben ihm: „Der Mann in jenem Tilbury ist ein „öffentlicher Charakter“ unserer Stadt: ein Don Quixote der Freundschaft; ein merkwürdiges Exemplar von Hingebung und Selbstverläugnung zum Besten seiner Freunde, und deren ist natürlich Legion. Sein angeerbter Name ist Erich Allen; aber seitdem ein Spaßvogel denselben in's Lateinische übersetzte, ist dem Manne der Name „Omnibus“ geblieben. Ein merkwürdiger Mensch, sage ich Ihnen. Mit den Frauen — er war zweimal verheirathet — hat es ihm nicht recht glücken wollen. Seine erste, die in der frühesten Jugendblüthe gestanden, da er sich mit ihr verehelichte, starb binnen Jahresfrist, während einer Reise, die der junge Ehemann auf Befehl des Schwiegervaters unmittelbar nach der Trauung hatte antreten müssen, weil die junge Frau für's häusliche Leben noch nicht alt genug war. Die zweite, eines Künstlers Tochter, die den guten Omnibus, der sich auf einmal als Wittwer sah, ohne

eigentlich Ehemann gewesen zu seyn, hatte trösten sollen, lief acht Tage nach der Hochzeit in's väterliche Haus zurück, und ging bald darauf, — um der Bitten und Klagen des armen Teufels überhoben zu seyn, — mit einem Sänger auf und davon. Sie ist in Italien kurz nachher gestorben. Unglücklich in Liebe und Ehe widmete sich Omnibus gänzlich der süßen Freundschaft, und es ist eine sonderbare Erscheinung, daß gerade seine beiden Schwiegerväter und ein paar ehemalige Nebenbuhler bei seinen Bräuten seine innigsten Lieblinge geworden sind. — O, ich könnte Ihnen gleich jetzt tausend Geschichten von dem seltnen Menschen erzählen; doch will ich sie auf die trauliche Punschstunde versparen, da es Zeit ist, Hals über Kopf weiter zu kommen, indem der Regen ärger anhebt, als ich erwartete." —

Während der Dandy seine Pferde nicht schonte, schonte natürlich der Regen auch nicht den geduldig wartenden Omnibus. Außer Stande, den wilden Gaul vom Sitz zu meistern, war der Gute abgestiegen, und hielt das Thier beim Zügel fest. Es regnete immer heftiger; kaum barg sich der Pferdebändiger einigermaßen unter der wollenen Stalldecke, die er über seinen Frack drapirt hatte. Sein Hut war zur Dachtraufe geworden, seine Handschuhe waren durchweicht; der Morast der Straße schwol ihm bis an die Knöchel. Dennoch stand der seltne Mann felsenfest, wenn auch sein Auge verlangend und sehnsüchtig bald an dem Hause hinter den Pappeln hing, bald in der wachsenden Dämmerung hin- und her irrte, als suche es einen geliebten verlorenen Gegenstand. Er pfiff manchmal, so lange das Klappern seiner Zähne es nicht untersagte; aber nicht Mensch noch Thier antwortete seinem Pfiff. Er brummte allerlei in den Bart; der Wind trug, was er brummte, von dannen. Er schüttelte manchmal den Kopf, aber die Traufe ging ihm dann heftiger auf die Nase, in den Nacken. Er hätte gar zu gerne

nach der Uhr gesehen, aber schon war's finster, und mit der einen Hand mußte er das Pferd halten, mit der andern die Peitsche und den vom Regen zentnerschweren Burnus. So war der Arme auf den winzigsten Raum beschränkt, und völlig aus der Zeit gefallen. Demungeachtet an Ruhe und Ergebung ein Regulus. —

Da schimmert eine Laterne. Klatschend und patschend tritt ein Mann aus dem Seitenpfad, von einem Bedienten und einem mächtigen Regenschirm eskortirt. „Da ist Ihr Kutscher," sagt der Bediente, und streckt die Hand nach dem Trinkgelde aus. Der Begleiter reicht seinen Pfennig, verschmäht dankbar den Regenschirm, gibt noch der Empfehlungen viele an die wackere Familie Laßberg auf, und klettert in das Fuhrwerk mit den Worten: „Du guter ehrlicher Erich! Wie bedaure ich, daß ich Dich warten ließ! Gib mir Zügel und Peitsche, und steig ein. — In dem abscheulichen Wetter!... aber, solltest Du glauben, daß ich ganz auf Dich vergessen hatte? Allons, vorwärts Alidor! — Die Familie ist so geistreich! Und der Alte ... auf Ehre, ein kapitaler Mensch! Lieber Freund, Du überschwemmst mich; Dein Hut ist eine Fontaine. — Du weißt, daß ich nur hinauf ging, um mich nach der Entfernung von Beirut nach Jerusalem zu erkundigen, wohin ich zu reisen gedenke!"

Der Sprecher, Herr Wilibald, reiste immer im Geiste, kam aber nie vom Fleck. — „Eh bien," fuhr er fort: „ein Wort gab das andere; ich vergaß Alles, und bin, wie ich meine, viel länger, als ich wollte, oben geblieben." — „Drei volle Stunden wenigstens," zähnklapperte Erich, und schüttelte seinen Hut auf seine linke Schulter ab, um die des Freundes zu schonen. „An die Spazierfahrt will ich denken," setzte er hinzu. — „Ich auch, bester Omnibus, ich auch," antwortete Wilibald: „Allez, allez, Alidor! Ich werde einen

argen Schnupfen abkriegen ... Alle Wetter, Freund, Du hast die Polster naß werden lassen? Ei, daß Dich ... wo dachtest Du nur hin? Eine schöne Fürsorge, die Deinige!“ — „Ich konnte nicht Alles auf einmal thun,“ bemerkte Omnibus, gleichwohl milde. — „Hm, hm, ja, ja, ’s ist wahr ... lieber Freund, warum bist Du nicht heimgefahren, statt zu warten?“ — „Hätte ich Dich zwingen sollen, bei Nacht und Regen, im Kothe zu Fuß heimzustolpern?“ — „Warum nicht? Ich hätte die Strafe verdient; meine Zerstreuung ist heillos. Aber in der That, ich bin in einem Sitzbade.“ — „Wirf uns nicht um, Wilibald?“ —. „Das fehlte noch. Alidor hat vor dem Nepomuk gescheut. Er ist so ungezogen! Heda, aufgeschaut! Das dumme Volk ließe sich niederfahren, ehe es von selbst auswiche!“ — „Gott sey Dank; wir sind in der Stadt!“ — „Freilich, aber der Wind bläst die Laternen aus ... wenn nur der Hund nicht unter die Räder kömmt! Lion! Lion! was Teufel, der Hund ist fort?“ — „Schon lange, lieber Wilibald; ehe noch der Regen anfing. Du weißt, wie eigenköpfig die Bestie ist? Ich pfiff, ich ... umsonst: Master Lion lief über die Haide davon, ... nicht warten mag und an Langeweile leidet.“ ... doch mehr als Nachläßigkeit!“ fuhr Wi... ...tzulassen, den Hund, den ich erst seit e... ... sich erst an mich gewöhnen sollte! Pfui, ... ich nicht von Dir gedacht!“ — „Sey nich... ... Ich konnte ja doch nicht zu gleicher Zeit d... ...ten, und dem Lion nachlaufen.“ — „Nich... ...“ haderte der Andere: „Du hast gut reden! ... ...undländer hat mich baare vierzig Karolins ... ...n Halsband ist drei Kronen werth. Du ... Guignon, Freund. Der Hund ist hin, die ... ...er Teppich sind hin, ein enormes Geld ist ... ...s Deine Schuld.“ —

„Ei nun, so schweige nur auf der Gasse still," ermahnte Omnibus etwas empfindlich: „ist die Sache der Rede werth? Wenn ich an Allem Schuld bin, so will ich Alles gut machen. Wir kennen uns ja. Schicke den Wagen zu meinem Sattler. Kaufe auf meine Rechnung den schönsten Hund, den Du aufstöbern magst, und laß die Sache abgethan seyn." — „Bist ein braver Junge, Omnibus, auf Ehre! So spricht ein Gentleman. Sollten sich denn Freunde, wie wir sind, um einer solchen Kleinigkeit willen entzweien? Pfui, sag' ich. Gib mir die Hand."

Sie umschlangen sich mit nassen Armen. Wilibalds tropfender Schnurrbart verstrickte sich in Erichs versumpften Backenbart. Alidor hatte freies Spiel, und Krach! ging die Gabel in Stücken, von einem plumpen Frachtwagen zerschmettert. Der Stoß rückte das Tilbury an die Ecke eines Hauses; Alidors Kopf schlug die Glasthüre eines Kaufladens in Scherben. — Erst nach vielfältigem Spektakel, Protestiren und Entschädigen gelangten die Freunde zu Wilibalds Wohnung, wo Lion schon lange, von allerlei Flüssigkeit durchnetzt, und mit allerlei Mineralablagerung verziert, im Bette seines Herrn sanft und geruhig schlief. —

Omnibus ging fröstelnd nach seinem Quartier. „Ein glücklicher Tag!" sagte er, und zwar im vollen Ernst, zu sich selber: „Vierzig Louisd'or gewonnen, weil der Hund sich eingefunden hat! Ich würde für die Bestie, die ich nicht mag, so wie auch sie mich nicht goutirt, ungern bezahlt haben, sehr ungern. Das Geld ist nun, als hätt' ich's auf der Straße aufgeklaubt und mit Freuden will ich jetzt den Wagen n[illegible]ziren lassen." — „Andere Wäsche, andere Kleider!" rief er seinem Bedienten zu, in den Vorsaal seiner Wohnung schreitend; aber der Bediente deutete mit besorgter Miene auf die Thüre des Salons, und ehe noch der Herr sich zu er=

kundigen Zeit hatte, that sich der Salon auf, und der Kapitän stand, ungebührlich lang, mager und blaß vor dem guten Erich.

Der Kapitän — ist eben der Kapitän. Sein Name ist von dem, der diese Geschichte niedergeschrieben, nie ausgemittelt worden. Er gehört zur Artillerie, trägt eine schwarzblaue mit schwarzem Sammet aufgeschlagene Uniform, dergleichen Pantalons, blauschwarze lange glatte Haare, und darüber einen Wellington mit einem Busch von ditto blauschwarzen Hahnenfedern. Sein Gesicht ist traurig, sein schwarzes Auge melancholisch, seine Stimme als käme sie aus einem Fasse. Der Kapitän ist „der Tod in Uniform;“ seine Artilleristen heißen ihn den „Kanonen-Tod.“

„Nichts andere Wäsche, nichts da andere Kleider!“ befahl er dem Erich, der ihn freundlich begrüßte, wenn auch zitternd vor Kälte: „Er kann warten, Omnibus. Ich sitze jedoch über eine Glockenstunde bei ihm auf der Stube, und in ein paar Minuten muß ich in's Arsenal, die Wachen zu visitiren, hab' also keine Zeit mehr, mich zu gedulden.“ — „Was steht denn zu Befehl, lieber Hauptmann, lieber Freund?“ — „Das ist bald gesagt. Seine Empfehlungen taugen nichts. Er verräth und verkauft seine Freunde. Die Geschichte ist, daß mir das Logis, das Er für mich gemiethet hat, ganz und gar mißfällt, finster wie ein Sack, voll von Winkeln und Spinnen . . . klaffender Fußboden, wackelnde Treppe . . kurz: alle Radikalfehler hat das verwünschte Nest. Das sag' ich ihm: morgen zieh' ich aus, und bezahle nicht einen Heller von dem horrenten Miethzins, den Er für mich ausgemacht hat.“ — „Aber, lieber Hauptmann, das wäre schon das vierte Logis, das ich Ihnen verschafft, und aus meinem Beutel bezahlt habe, weil ich Ihren Beifall nicht erobern konnte? Warum wählen Sie Ihr Quartier nicht lieber einmal in eigener

Person? — „Gescheidte Frage! weiß Er nicht, wie oft mir geträumt hat, daß ich in dem Logis, welches ich selber aufsuchen und miethen würde, den Tod befürchten muß? Sehr natürlich, daß ich mich mit dem Geschäft nicht abgebe, und wieder natürlich, daß ich Ihn zu meinem Quartiermeister machte, da Er mein bester Freund ist, und auf der Welt nichts zu thun hat, als seinen Freunden gefällig zu seyn. Was kann ich jedoch dafür, daß Er einen schlechten Geschmack hat, und mich stets in Verlegenheit bringt, statt für meine Bequemlichkeit zu sorgen?" — „Es thut mir leid, bester Kapitän. Ich will aber schon sehen, daß ich's einmal treffe." — „Nur nicht aufgeschoben. Morgen muß und will ich die vertrackte Wohnung verlassen." — „Wenn ich aber bis dahin noch nicht eine passendere gefunden hätte?" — „So quartiere ich mich bei Ihm ein; auf meine Ehre. Sein Logis convenirt mir, ich spaße nicht." — „Bedenken Sie nur, daß ich schon zweimal mit Ihnen die Wohnung tauschte, lieber Freund." — „So kann Er's auch zum drittenmale, um Ihn zu lehren, aufzupassen, wenn's gilt, Seinem Freund einen Dienst zu erweisen." — „Nun ja denn;" seufzte Omnibus: „ich will mir morgen Mühe geben; aber erlauben Sie, daß ich die Kleider wechsle. Ich habe das Fieber, der Schauder überläuft mich." — „Ich gehe schon; meine Stunde schlägt. Leg' Er sich nieder. Werd' Er nicht krank, armer Junge. Gerade so fing die Krankheit bei der lieben seligen Adelgard an!" Der Kapitän warf einen desperaten Blick an die Zimmerdecke, und stöhnte: „Adelgard! Er hat sie nicht verdient, guter Freund, jene Immortelle. Ich habe sie geliebt, und wär' sie mein geworden, sie lebte etwa noch!" — „Verderben Sie uns Beiden nicht die Nacht mit dem Andenken an meine selige erste Frau!" bat Erich: „Lassen Sie die Todten ruhen." — „Kann ich das, bevor ich nicht selber ruhe

die Ruhe der Todten?" fragte der Kapitän tragisch, und ging seiner Wege. —

„Was gibt es Neues?" fragte Omnibus, nachdem er sich ins warme Bett gesteckt, und eine Tasse heißen Thee's geschlürft hatte. Der Bediente übergab einen Brief, ein Billet, und meldete, daß Herr Ghiribizzi, der Gesanglehrer schon vielmal da gewesen, um mit dem Herrn zu sprechen. — „Meine Agenda," befahl Omnibus. Er verzeichnete darinnen als dringende Geschäfte für den nächsten Tag: „1. Eine passende Wohnnn für den Kapitän suchen; 2. zum Schwiegervater Ghiribizzi gehen, damit derselbe nicht ferner bemüht werde." — Dann durchlas er das Billet, und schrieb in Folge desselben: 3. in aller Frühe den Schwiegervater und Hofrath Kappa besuchen, um zu hören, was der liebe Mann befiehlt. 4. Dem Sattler die Weisung geben, für meine Rechnung Wilibalds Wagen wieder herzustellen." — Nun eröffnete er den Brief, einen von Paris geschriebenen, und labte sich an dessen Inhalt. Mehr als der heiße Thee erwärmte ihn das Schreiben, das wiederum viele Erinnerungen in ihm auffrischte, welche sein Leben wie ein goldner Faden — in jeder Beziehung — durchwebten. „Der Brief ist von meinem vortrefflichen Freunde, dem Grafen Flintcastle," sagte er zu dem Bedienten mit glänzenden Augen: „er berichtet mir, daß er sich glücklich verehlicht, und seine junge Frau in die Pariser Herrlichkeit eingeführt hat; daß er der zufriedenste Mensch von der Welt ist; daß er sich Vorwürfe macht, tägliche Vorwürfe, an mir zu wenig gethan zu haben; daß er mein Schuldner bleibt bis zum Grabe! . . . Siehe, Valentin, sieh: das ist Dankbarkeit, das ist Freundschaft! Wahrhaftig: die böse Ungeduld, die Erbsünde, die der Mensch mit sich zur Welt bringt, hat auch mich schon oft beschleichen wollen. Schlimm behandelt von sogenannten Freunden, gequält von erprobten Freunden, bin ich oft

im Begriff gewesen, zu murren, und ermüdet die Hände in den Schooß zu legen, ... aber die Erinnerung an Flintcastle hat stets meinen Gedanken eine andere Richtung gegeben, und ich bin im Guten beharrlich geblieben. Weißt Du, Valentin, was mir mit dem Grafen begegnet ist?"

Der alte Valentin wollte schon respektvoll erwiedern, daß er bereits neun und neunzig- oder volle hundertmal die Geschichte angehört habe, allein Omnibus ließ ihm nicht Zeit zur unterthänigen Protestation, lehnte sich bequem auf den linken Ellenbogen, und erzählte, wie folgt, dem getreuen Diener der mit Ergebung die Hände faltete, und des Gähnens Lust beherzt bemeisterte.

„Während ich nach meiner ersten Verehelichung reiste," sagte Omnibus — „die Erbschaft meiner Eltern und meines Onkels hatten mich in Stand gesetzt, dem mir verhaßten Handelsgeschäft den Abschied zu geben, und nur meiner Liebhaberei der Musik und der Malerei zu leben — begab sich's, daß in London, wo ich mich seit einem Monat aufhielt, zwei junge vornehme Herren, die ich damals zu kennen noch nicht die Ehre hatte, sich verabredeten, einen Morgenspazierritt in Hyde-Park zu machen. Der Eine war Lord Flintcastle, der Andere ein Baronet Mounteagle. Sie ritten also, in Begleitung eines Jockey's, und die Bewegung schien ihnen anfänglich vortrefflich anzuschlagen. Jedoch — wie's geht: häufig folgt der Freude auf der Ferse ein Unfall. Lord Flintcastle, vollblütig und erhitzt vom Traben und der großen Schwüle des Tags, befindet sich plötzlich übel; ihn schwindelt, er läßt die Zügel fahren, er gleitet vom Pferde, das davon geht, auf den Boden. Baronet und Jockey betrachten ihn mit Entsetzen, sie sehen, wie er blau und schwarz wird im Gesicht, und sprengen voll Schrecken davon als von einem Todten. Schöne Freunde, nicht wahr? Flintcastle wäre verloren, eine Beute des Schlagflusses gewesen, wenn nicht in dem einsamen Park, hinter einer He-

sitzend, ein argloser Dilettant, der gekommen war, um einige Bäume zu zeichnen, den Auftritt mit angesehen hätte. Ich war der Dilettant, und mein Eifer, dem Nächsten zu dienen, kam mir herrlich zu Statten. Ueber die Hecke springen, dem Erstickenden die Kleider aufreißen, mein Federmesser ziehen, und auf gut Glück am linken Arm des Lords eine Ader — Gott weiß, welche — öffnen, war einer Minute That und Sieg. Die Operation war mein Marengo, meine Dreikaiserschlacht. Mit dem Blut zog auch die Apoplexie ab, das Leben des Lords erstand wieder, und er befand sich vollkommen wohl, als der feige Freund endlich mit einem elenden Bartputzer auf dem Platze erschien. Flintcastle's Liebe und Dankbarkeit, wie auch eine für mein ganzes Leben versicherte Rente von jährlichen sechshundert Pfund, die mir der Dankbare gewaltsam aufdrang, sind die Trophäen meines Siegs gewesen . . . und dennoch behauptet der Lord, noch immer mein Schuldner zu seyn. Das ist Dankbarkeit, das ist Freundschaft, wiederhole ich, Valentin! Aber — Du schläfst ja, Bursche? Du schläfst ja stehend, wie ein Pferd?"

Valentin entschuldigte sich, so gut er konnte, und bat um die Erlaubniß, seine müden Glieder zur Ruhe legen zu dürfen. Omnibus, die Güte selbst, bewilligte ohne Umstand das Schlummergesuch. „Geh', Alter," sagte er: „geh; ich will mich schon behelfen. Wecke mich jedoch morgen bei Zeiten. Der Kapitän will sein Quartier so bald als möglich haben. Und meine Schwiegerväter, namentlich der Hofrath, sind auch gerade nicht Muster von Geduld. Ich habe Morgen alle Hände voll zu thun."

Valentin zog sich zurück, Omnibus überlas noch einmal mit Behagen die Depesche von Paris, legte sein Haupt auf seine Großthat aus Hyde=Park, als wie auf ein weiches Kissen, und entschlief gar bald. Die aufgereizte Lebendigkeit seiner Phantasie gaukelte ihm allerlei

Bilder vor. Er befand sich an mehreren Orten zur gleichen Zeit: in der Kunstausstellung, und aus allen Gemälden glänzten seine, — bisher undelikat abgewiesenen — Viehstücke hervor, als die Juwelen der Sammlung; — im Theater, und sein Singspiel, das seit einem Jahre vergeblich an's Repertoire stürmte, wurde mit unerhörtem Beifall gegeben; — im Dom, und seine Messe aus **Es Dur**, die der neidische Chorregent eine Stümperei genannt, wurde feierlichst, und zwar von Engeln in Person aufgeführt. Neben ihm, dem Dirigenten, stand ein derber Engel, mit einem ungehörigen Instrumente: mit einer hellklingenden Glocke, und das Gebimmel verdroß den Direktor. Umsonst jagte er aber den Flügeljungen von seiner Seite; immer heftiger schellte der Störefried, und klingelte, bis Omnibus aufwachte, und das Klingeln dauerte fort, denn auf der Gasse läutete Einer gleichsam Sturm mit der Hausglocke, die gerade vor des Schläfers Fenster angebracht war. „Valentin, Valentin! sieh nach!" rief der gute Erich, wenn schon ein Bischen aufgebracht. Aber kein Valentin war da, um dem Rufenden zu antworten. Entweder schlief er den Schlaf des reinsten Bedientengewissens, oder — was glaublicher — er saß im Klubb der Livree, und klagte bei Wein und Braten über die langweilige Unterhaltung, die ihm sein Herr bereitet. — Da indessen der Sturmläutende nicht Ruhe gab, so mußte Omnibus der Transpiration entsagen, dem Bett entsteigen, das Fenster entriegeln, und dem Sturm und Regen entgegen fragen: „Wer da?" — „Ich, ich, lieber Alter, macht nur auf, denn ich ersaufe fast auf Eurer Schwelle!" antwortete eine wohlklingende Baßstimme. — „Ei, Ghiribizzi, Ihr selbst, zu dieser Stunde?" rief Omnibus verwundert; zu gleicher Zeit bewegte aber sein dienstfertiger Fuß den Drahtzug, der die Hausthüre öffnete. — Kaum hatte der Schlaftrunkene kopfschüttelnd die Lichter angezündet, und den Schlafrock umgeworfen, als

auch Ghiribizzi in den Salon drang, den triefenden Regenschirm in der Linken, eine Taschenlaterne in der Rechten.

Der Gesanglehrer, auch zweiter Schwiegervater des gefälligen Omnibus, ist ein Lablache, ein Spohr — an Gestalt. Das braune, feiste, blaubärtige Antlitz ruht ungezwungen in der zweifelhaft weißen Halsbinde, deren Schleife gewöhnlich auf dem rechten Schlüsselbein sitzt, statt auf der Kehlwurzel. Sein schwarzer Frack ist ein ewiger. Seit dreißig Jahren wohnt Ghiribizzi in der Hauptstadt, und Nimand hat je einen andern Rock, als eben diesen Frack an ihm gesehen. Eine vertragene gold- oder silbergemuschte Ballweste schmückte stets seine Brust. Schwarze Pantalons und Schuhe, dazu im Sommer graue oder schwarze Strümpfe, im Winter Kamaschen; — ein weißer Hut, schlottrig und mattglänzend, wie Seehundsfell, vollenden des Musiklehrers Anzug. Unnöthig zu bemerken, daß der erkleckliche Pack von Petschaften und Uhrschlüsseln, sammt der Kette daran, womit er paradirt, nur Semilorblendwerk ist. Ghiribizzi hat kein Vermögen; er speist sein Geld, so wie er's einnimmt. Die Thaler halten nicht bei ihm aus, wie wohl seine Stimme, der Leichtsinn seiner Jugend, und seine Hoffnungen, die ihm noch immer irgend eine Anstellung als Kapellmeister und den Triumph seiner Kompositionen prophezeihen. Ein Künstler, wie sie vor Alters waren — freigebig, naiv, sorglos, gutherzig und träge — verachtet Ghiribizzi das Metall und den Fleiß. Er liebt aber gute Tafeln, gute Freunde, und vor allem — seine Kinder, seine leiblichen, Sohn und Tochter in gleichem Maße.

Mit großer Aufregung umschlang der alte Italiener den staunenden Omnibus, zündete dessen Schlafrock mit der Laterne an, und löschte alsobald mit dem nassen Parapluie den Brand. „Freund, Gönner, Sohn!“ rief er: „Der Mangel eines Hausschlüssels und die Vaterliebe peitschen mich zur Gespensterstunde in Euer Haus, in

Eure Arme. Bacchus hole den Hausschlüssel und die ganze Einsiedlerwirthschaft eines armen Wittwers! Aber meine Vaterfreude müßt Ihr theilen, Erico! Meine Laura, die Kammersängerin am Hof von Monaco, die jüngere Schwester Eurer — meiner — nun, unserer verewigten Amarante ...."

„Ach, laßt die Todten ruhen!" bat, mit Schweißtropfen auf der Stirne, der unangenehm berührte Freund und Schwiegersohn. Die Gespensterstunde zeichnete ihm den Schatten der Verewigten mit allen ihren maßlosen Launen und Bosheiten fürchterlich getreu an die Wände.

„Meinetwegen; requiescat!" hob Ghiribizzi abermals an: „meine Laura also, nachdem sie unerhörtes Furore gemacht, sowohl in Sinigaglia, als auch in Bergamo, ... aber, welch' ein Furore ...! wird zu mir auf Besuch kommen, und gedenkt — ermuntert von unserm Hoftheater-Intendanten — bei unserer Hofbühne als **prima Donna assoluta** angestellt zu werden." —

„Bravo! gratulire, Schwiegervater. Sie sollen mir das Nähere beim Frühstück erzählen. Jetzo wollen wir schlafen. Darf ich Ihnen mein Bett anbieten?" — Es war dem guten Omnibus damit Ernst, aber auch Ghiribizzi hatte Delikatesse im Leibe, und zog das Sopha im Salon vor.

„Nur noch ein Wort, Erico," sagte er alsdann: „ein Wort im Sechzehnteltakt. Ich bin mit meinen Vaterfreuden noch nicht zu Ende."

Omnibus gähnte erschrecklich; demungeachtet versetzte er gefällig: „Ich errathe. Ihr Sohn, der farbenkundige Alfons, hat gewiß wieder einen Preis davon getragen? Der Aufenthalt in Rom wird den jungen Mann zu einem zweiten Raphael stempeln."

„Ihr seyd ein braver theilnehmender Freund," sagte mit einer Thräne im Auge der geschmeichelte Vater: „Es ist aber nicht das. Stellt Euch vor: auch ihn werde

ich bald wieder in meine Arme schließen. Alfons schreibt mir, daß der Herzog August ihn nach der Schweiz eingeladen hat. Er will dort mit meinem Raphael zusammentreffen. Mein Raphael soll des Herzogs Porträt malen, und wenn es gut ausgefallen seyn wird, kann ihm, wie er meint, die Stelle eines Hofmalers beim Herzog nicht fehlen. Der Illustrissimo und Serenissimo ist ein Freund aller Künste. Alfons kann es bis zum Galleriedirektor bringen! Seine Protektion kann vielleicht mir selber zu einer Hofcharge verhelfen. Wenn der Herzog nur einmal meine Sinfonia eroica hörte . . ."

Abermals gähnte Omnibus und sprach: „Es schlägt Eins, Schwiegervater!" — Ghiribizzi ließ sich nicht irre machen, ergriff des Eidams Hände feurig, und rief aus: „Welche Carrière sind meinen Kindern eröffnet! O, wenn unsere Amarante von solchem Geist beseelt gewesen wäre! Sie hätte es bei Euch so gut haben können: Ruhe, Ansehen, Reichthum . . . Alles, per Dio! Aber sie war ein lebendiges Imbroglio, und es wäre ihr mit dem Gaetano, der übrigens ein fermer Tenorist gewesen, noch übel ergangen, wenn nicht — wie unsere Laura geschrieben — das kühle Grab zu Nizza sie verschlungen hätte." — „Ach ja, ach ja, schweigen wir hievon," bat Omnibus wiederum, und putzte die Lichter, und rieb sich die Augen. — „Wollt Ihr Alfonso's Brief lesen?" fragte Ghiribizzi, indem er den zerknitterten Bogen hervorzog; „er ist zwar schon etwas alt. Mein sorgloser Titian hat ihn schon vor mehr als einem Monat einem Freunde mitgegeben, der erst heute hier durchreiste, und das Biglietto bestellte." — „Danke, danke: ich bin so schläfrig, daß ich keinen Buchstaben mehr unterscheide!" — „Armer Erico! ich bin Schuld an Eurer Müdigkeit. Geht doch in's Bett." — „Schlafen Sie wohl, Schwiegervater, wenn's Ihnen auf dem Sopha möglich ist." — „Es ist mir schon schlimmer beschert gewesen. Als ich

von Siena nach Viterbo reiste . . . " — „Gute Nacht, lieber Freund!" — Ghiribizzi hielt den schläfrigen Omnibus beim Schlafrock fest. „Noch ein Wort, im Vierundsechzigsteltakt: Könnt Ihr mir nicht ein paar hundert Gulden leihen, um meine Wohnung der Laura zu Ehren, eleganter meubliren zu lassen? Ihr wißt, wie's geht. Sie wird Besuche annehmen müssen . . . " — „Ach, wir wollen sehen; aber erst morgen sehen. Gute Nacht, Maestro." — „Schlaft wohl, Excellentissimo, Carissimo, Ornatissimo!" —

Kaum befand sich Omnibus wieder im Bett, als auch der Schlaf sich seiner bemeisterte. Doch war's nicht mehr der gesunde erste Schlummer der Nacht. Er schaukelte den Ruhebedürftigen nicht, wie in einer Wiege, sondern wie auf heftig bewegten Meereswellen. Sie brausten, die Wogen, und hin und wieder schlug daraus ein Ton hervor, bald der Baßposaune des Gerichts, bald dem Hülferuf des Ertrinkenden, bald dem Zirpen einer Riesengrille zu vergleichen. „Werd' ich denn nicht Ruhe finden?" fragte sich Omnibus, aus dem fieberhaften Taumel aufwachend. Er horchte. Im Salon war Geräusch, war Musik, aber eine barbarische: irgend ein Gonggong wurde geschlagen. Betroffen sprang Omnibus zum zweitenmale aus den Federn, und sah in den Salon. Da saß Ghiribizzi in Hemdärmeln mit aufgelöstem Halstuch am Flügel. „Ei, was machen Sie denn?" — „Ich konnte nicht einschlafen." — „Das seh' ich, aber was haben Sie vor?" — „Ich stimme Euer Instrument." — „Um zwei Uhr Morgens?" — „Mir ist ein artiger Gedanke eingefallen. Um ihn nicht zu vergessen, will ich ihn am Flügel zu Papier bringen. Aber der ist verstimmt; darum arrangir' ich ihn." — „Bitte, bitte, lassen Sie mich schlafen." — „O freilich, freilich. Bin schon fertig. Werde ganz piano, pianissimo den Flügel läuten (suonare)." — „Gottheit der Geduld! steh' mir bei!"

seufzte Omnibus, indem er in's Bett zurückkehrte. — Der Schwiegervater spielte bis zum hellen Tage eine und dieselbe Melodie, stecken bleibend, dann wieder anhebend, **forzando** und **smorzando**, dann und wann eine Stelle aus einer heroischen Symphonie trommelnd, daß die Wände dröhnten. Endlich wurde es still; endlich versank Omnibus in einen viertelstundenlangen bleiernen Schlaf, aus dem ihn der Diener unerbittlich weckte. — „Was gibt's, Valentin?" — „Acht Uhr." — „Der Schwiegervater?" — „Fort." — Omnibus überzeugte sich bald von der letztern Wahrheit. Der unstäte Maestro war davon gegangen, indessen nicht spurlos. Seine Schuhe hatten Sofa und Teppiche heillos beschmutzt, ganze Klumpen abgeträufelten Wachses verunzierten den spiegelblanken Flügel; ein Cigarrenendchen glimmte noch auf dem Resonanzboden zwischen einigen gesprungenen Saiten; des Gesanglehrers Regenschirm hatte einen breiten See im Salon angelegt. — Der Tabacksdampf, der im Gemach regierte, steigerte noch den Kopfschmerz des guten Omnibus. Er bereitete sich niedergeschlagen, sein Frühstück einzunehmen. Aber ein Donnerwort Valentins verbitterte ihm sogar den geliebten Kaffee. „Der Herr Hofrath lassen anfragen, ob's dem Herrn Allen nicht endlich gefällig wäre, zu kommen?" — Wie elektrisirt sprang Omnibus auf, suchte ängstlich zusammen, was er zum Ausgehen brauchte, und lief spornstreichs zum Schwiegervater Nummer Eins. —

Der Hofrath Kappa ist nicht der uninteressanteste unter den Freunden des ehrlichen Omnibus. Der Hofrath ist ein guter Fünfziger, ungemein breitschultrig, ungemein roth im Gesichte. Die Haare mangeln ihm etwas, dafür besitzt er fingerdicke rabenschwarze Augenbraunen, finstere Wetterwolken auf der Stirne des cholerischen Jupiters. Seine Rede ist barsch und befehlend, weil er in seiner Jugend ein armer Schlucker, ein Allerweltsdiener

gewesen ist, der sich von Jedermann hudeln lassen mußte. Im Alter bringt er's nun seinen Untergebenen ein. Er ist wohlhabend und Hofrath geworden, Gott weiß warum; das Letztere will freilich in Kappa's Vaterlande blutwewenig bedeuten. Er ist eine Art von Encyklopädie mindern Schlags: ein Stück von einem Philologen, von einem Alterthümler, von einem Naturwissenschäftler, von einem Arzt, von einem Finanzmann. Er lebt von seinen Renten ein hoffärtiges Leben, und kann die Ausländer nicht ausstehen. Vornehmen Betragens, sauber gekleidet, weiß er sich in Gesellschaft zu repräsentiren. Im Hause geht er, ein grimmer Löwe, im runden Kamisol, die Fliegenktatsche oder den Abstauber in der Hand, umher, und regiert unumschränkt. Leider ist der Despot ein Wittwer, und hat in Ermanglung der Kreuzträgerin seinen Freund und Ex-Schwiegersohn zum Ableiter seiner Zorn- und Autoritätsblitze auserkoren.

Als Omnibus bei dem Hofrath eintrat, war dessen Antlitz finster und drohend. Er streckte dem Freunde den Staubfederbusch entgegen, und rief: „Endlich einmal!" Dann deutete er mit seinem Scepter auf ein Zeitungsblatt in seiner Linken, und fragte mit verbissenem Grimm: „Haben Sie das gelesen?" — Schüchtern erwiederte Omnibus, und tief gebückt: „Wenn Sie erlauben? Nein. Wenn sie befehlen? Ja." — „Dummes Zeug!" fuhr der Hofrath mit größerer Wärme fort: „Ich verbitte mir Ihre Späße oder Distinctionen. Ich habe mich schon gestern sattsam über Sie geärgert, weil ich millionenmal vergebens bei Ihnen gewesen. Hören Sie jetzo. In diesem General-Staats-Postreiter Nummer 78, . . . also in der gestrigen, steht, wie hier gedruckt zu lesen: „Genf, am dritten Juli. — Der talentvolle Künstler, Herr „Alfons Ghiribizzi, ein junger Maler ersten Rangs, ist „vorgestern hier angelangt, von Rom kommend, woselbst „er ein halbes Jahr verweilt hat. Er ist im Hotel des

„Bergues abgestiegen, woselbst ihn Se. Hoheit der Her„zog August erwartete. Dieser Fürst hat dem wackern „Ghiribizzi die Gnade erzeigt, denselben hieher zu be„scheiden, und ihm die Ausführung des lebensgroßen „Porträts Sr. Hoheit anzuvertrauen.“ Folgt nun eine volle Ladung von Lob, das ich übergehe. Was sagen Sie dazu? frage ich Sie. Was sagen Sie dazu? frage ich noch einmal.“ — „Hm —“ lautete die Antwort des guten Omnibus: „ich freue mich, daß Alfons mit seiner Kunst Glück hat.“ — „Sie freuen sich?“ fragte Kappa drohend. — „I warum denn nicht? Der Vater Ghiribizzi ist mein Freund, und was ihm begegnet . . “ — „Schweigen Sie. Schämen Sie sich. Nennen Sie sich nicht mehr m e i n e n Freund, wenn Sie begeistert von der ausländischen Sippschaft reden wollen. Mich dünkt, Sie hätten eben nicht große Ursache, den Ghiribizzi's hold zu seyn. Ich habe Sie gewarnt, als Sie den dummen Streich, die Amarante zu heirathen, im Schilde führten. Sie haben nicht geglaubt . . . meinetwegen.“ — „Das ist ja eine längst abgemachte Sache,“ bemerkte Omnibus verlegen. Worauf der Hofrath triumphirend: „Ja wohl, Gott sey Dank. Sie sind ein schwacher Mensch; wer kann dafür? Lassen Sie sich meinetwegen von dem alten Mausefallenkrämer anfingen; borgen Sie ihm Ihr Geld auf Nimmerwiederkriegen; halten Sie den Sohn des wälschen Taktbrügels, den spitzbübischen Alfons, für einen Vandyk oder Isabey . . . aber schreien Sie, gleich mir, Zeter und Wehe über den Burschen, da er in der Schweiz ist, am Genfersee, in Genf selbst . . . Donner und Wetter!“ — „Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen,“ bekannte Omnibus verzagt: „warum soll denn sich Alfons nicht in Genf aufhalten?“ — „Warum? Legen Sie Ihre Bilanz bei Gericht nieder. Sie sind an Gedächtniß, Verstand und Gemüth bankerott. Warum nicht in Genf, fragen Sie? Liegt denn nicht Lausanne gegenüber

von Genf? Wie weit ist Lausanne von Genf?" — „Zwölf Stunden zu Lande, vier Stunden per Dampf über'n See." — „Sehr wohl, sehr wohl, mein Herr. Ein Katzensprung also. Und Sie leiern das so ruhig her? Ist Ihnen Ihre Ruhe, meine Ruhe, die Ruhe Ihrer Braut nicht mehr werth?" — Omnibus schreckte zusammen vor dieser Anrede und dem grassen Blick des Hofraths; denn nun fiel dem Armen, der bis daher sein Gehirn umsonst gemartert hatte, erst wieder die fixe Idee des Hofraths ein. Diese bestand aber in nichts Geringerm, als den Wittwer der ältesten Tochter des Hofraths zum Gatten der jüngsten, der hübschen Hildemund, zu pressen. Eine fixe Idee hat nun das eigene, daß sie von Niemanden goutirt wird, als gerade von ihrem Inhaber allein. Daher goutirte sie auch Omnibus nicht, der allen Ehegedanken Valet gesagt hatte, um sich nur der Freundschaft und ihren bittersüßen Pflichten hinzugeben. Eben der hohe Begriff jedoch, den er sich von der Freundschaft gebildet, und die Friedseligkeit seiner Natur im Allgemeinen veranlaßte den guten Erich, sich niemals offen gegen den Plan seines Schwiegervaters auszusprechen, und sich auf's unbestimmte Zögern zu verlegen, um nicht des Hofraths Freundschaft in die Schanze zu schlagen.

Auch dießmal verneigte sich Omnibus vor dem Selbstherrscher Kappa, und wagte nur die Bemerkung, daß — wenn ihm selbst das Projekt zur Ehre gereiche, dennoch die Gesinnungen der schönen Hildemund über diesen Punkt ihm unbekannt seyen, unbekannt, wie ihre ganze Person, die er niemals mit seinen leiblichen Augen gesehen. In der That war auch Hildemund von frühester Jugend an bei einer ferne wohnenden Tante erzogen worden und erst nach deren Tode in's Vaterhaus zurückgekehrt. Dazumal war Omnibus just auf seiner großen Reise begriffen gewesen. Während seiner Abwesenheit hatte der oft

besagte Alfons gewußt, sich in's Herz der jungen Hildemund einzuschmeicheln. Der Hofrath, den Künstlern und Ausländern feind, den Gesanglehrer Ghiribizzi verachtend, war gleich einem Wolf in das unschuldige Liebesnetz seiner Tochter und des angehenden Malers gefahren, und hatte es in Stücke zerrissen, indem er seine Hildemund Knall und Fall nach Lausanne in die Pensionsanstalt der Dame Sarabande geführt. Seit jener Zeit war Hildemund daselbst verblieben; Erichs zweiter kurzer Ehestand war zu Ende gegangen, seine Amarante in Nizza gestorben, Alfons vor einem halben Jahre nach Rom gezogen, und noch immer weilte Hildemund, um ihrer höhern Ausbildung willen, in der Schweiz.

„Pah, pah!“ erwiederte Kappa auf die schüchterne Einwendung des Schwiegersohns: „Das sind kindische Ausflüchte. Ich bin ein Mann der alten Zeit, und will nach alter Zeiten Gebrauch der Herr in meinem Hause seyn: folglich die Tochter nicht erst fragen, ob sie will oder nicht, folglich sie verheirathen nach meinem Gutdünken. Ihnen, lieber Omnibus, wird es Ehre bringen, wenn Sie sich durch eine Ehe mit Hildemund von der tollen Mariage mit der Tochter des Musikanten rehabilitiren; für die Dispens will ich sorgen. Die Hauptsache ist jedoch, daß Hildemund so schnell als möglich von der Gefahr befreit werde, die ihr des Farbenkleckfers Nähe bereitet. Sie werden morgen mit Extrapost nach Lausanne abgehen. Ich vertraue Ihnen meine Tochter an; führen Sie dieselbe in meine Arme zurück. Die Reise wird Ihnen Gelegenheit die Fülle geben, mit Hildemund in ein näheres Verständniß zu treten. Sie weiß von meinen Plänen; sie wird ihren Bräutigam lieb gewinnen. Es wird Alles nach Wunsch gehen. Sie kaufen dann ein Haus; wir werden beisammen wohnen, und meines späten Alters Freude wird euer Glück seyn, und die Satisfaktion, die

Hoffnungen des alten Fabarius*) und seines naseweisen Sohns in Trümmer geschlagen zu haben.

„Morgen schon! mit Extrapost?" fragte betreten der biedere Omnibus, und zog seine Agenda hervor, um zu sehen, welche Masse von Verbindlichkeiten gegen seine Freunde ihm obliege.

Der Hofrath fuhr, vom Zorn begeistert und mit dem Zeitungsblatt gestikulirend, fort: „Wie oft hat mich der liederliche Doremifa geärgert, der insolente und insolvente Jupujaba!**) Wahrlich, ein Beutelnestler ist er; aber er nestelt immer nur am leeren Beutel! Wenn ich meine Hildemund den Klauen des Bänkelsängers und seines Sohnes, des Tünchergesellen, entreiße ... wie ihnen die Galle platzen wird! wie ich ihm, dem Alten, dann meine Verachtung beweisen will! Er soll schwitzen vor Zorn und Verdruß! Ich will nicht von ihm ablassen, bis das Ammonium aus allen seinen Poren dunstet! — Machen Sie sich davon; ordnen Sie, was Sie zu ordnen haben! Schnüren Sie Ihren Bündel, während ich Ihre Vollmachten schreibe, sammt den Briefen, die Sie abzugeben haben werden."

Omnibus — nicht Ghiribizzi — schwitzte in diesem Augenblick beträchtlich Ammonium. „Vergeben Sie," flüsterte er über blasse Lippen: „Die Zeit, die Sie anberaumen, ist zu kurz. Lesen Sie diese Notizen. Alle diese Aufträge sind dringend: Dem Kapitän ein Logis verschaffen, ... mit dem Sattler wegen Wilibald Rücksprache nehmen, ... Ghiribizzi's Wohnung neu möbliren lassen ..."

Die letzten Worte versetzten den Hofrath in unbeschreib-

---

*) Alte verächtliche Benennung der Sänger, von denen man sagte, sie äßen vorzugsweise Bohnen, um ihre Stimme klar zu erhalten.

**) Jupujaba oder Beutelnestler, eine brasilianische Vogelgattung.

liche Wuth. „Nennen Sie mir den verwünschten Namen nicht!" zürnte er: „Entsagen Sie Ihrer ignobeln Verbindung mit jenem Menschen. Sie sind ein Schaf, wenn sie nicht ein Krokodil sind, das im Einverständniß mit jener saubern Sippschaft in „Bizzi" meinen Frieden zerbeißen will! Keine Einwendung fürder! Holen Sie heute Abend Ihre Briefe bei mir ab; morgen um zehn Uhr müssen Sie schon zwei Stationen zurückgelegt haben, oder ich sage mich los von ihnen, erkläre Sie für den treulosesten Freund, fluche Ihnen als dem undankbarsten Sohne! Verstehen Sie mich?"

Das schwanke Rohr gab dem Sturme nach. Omnibus ging mit verstörtem Kopfe vom Hofrath weg, Alles verheißend. „Was nun zuerst beginnen?" fragte er sich auf der Straße: „mein furchtbarer Schwiegervater hat meine Gedanken in totale Unordnung gebracht."

Da eben ein Polizeidiener vorbeiging, erinnerte sich Omnibus an die Polizeidirektion, an den Paß, dessen er zu der fatalen Reise bedurfte, und schlug die Straße nach dem Paßbureau ein. Als er vor die Schranken trat und seinen Namen angab, steckte just ein junger Mann die so eben gelöste Aufenthaltskarte in seine Brieftasche, und folgte dem vom Bureauchef in sein Kabinet beschiedenen Omnibus mit den Augen. Hierauf stellte er sich unten an der Treppe der Kanzlei auf; und sobald Omnibus, nachdem er sein Anliegen angebracht und bis auf des Ministers Unterschrift erledigt hatte, die Treppe herabstieg, fiel ihm der junge Elegant um den Hals, ohne alle Umstände, und sagte zu ihm: „Freue mich, freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen!" — Omnibus betrachtete den ihm durchaus Unbekannten verwundert, und fragte, was der Brauch ist. — „Mein Name ist Ladron, Herkules Ladron; ich bin der Sohn des Kunst- und Musikalienhändlers in Petersburg." — „Meines Freundes und Verlegers in spe?" fragte Omnibus abermals, und zwar entzückt;

denn seine Messen und Quintetten und Septuors wirbelten vor seiner Phantasie auf und ab, und längst schon hatte er mit dem berühmten Ladron wegen des Stichs und Verlags seiner musikalischen, wegen des Verkaufs seiner gemalten Meisterstücke correspondirt. — „Derselbe," versetzte der Fremde, und strich behaglich seinen Bocksbart: „ich komme von Rom, wo ich in Auftrag meines Vaters eine Menge von werthvollen Stücken — ein jedes ein capo d'opera, gekauft habe. Nach Hamburg reisend, hielt ich hier an, um einen Brief des Hauptkünstlers Alfonso Ghiribizzi an dessen Vater zu bestellen und um Ihre Bekanntschaft zu machen. Mein Vater ist Ihr Freund, Ghiribizzi ist Ihr Freund: ich verspreche mir herrliche Tage in Ihrer Gesellschaft. Schenken Sie auch mir einen Theil der Freundschaft, die Sie für meinen Vater hegen!"

„Von Herzen gern, junger Mann; von Herzen gern!" antwortete Omnibus, von seiner Gutmüthigkeit überrumpelt. — Die Herren waren in Erichs Wohnung eingetreten. „Herr!" sagte Valentin: „da wartet ein Soldat!" — „Wer da?" fragte Omnibus unwirsch. — „Gut Freund," hob der Soldat, des Kapitäns Fourierschütz, die Hand an der Mütze und steif wie sein Kanonenputzer, an: „Der Herr Hauptmann lassen fragen, ob Herr Allen das bewußte Logis gemiethet oder nicht?" — „Ich bitt' ihn," lieber Freund," — versetze Omnibus höchst ungeduldig: „dränge Er mich nicht. Es wird schon werden. Bis jetzt hatt' ich nicht Zeit. Ich weiß kaum, wo ich meinen Kopf habe. Mein Kompliment!" — Der Soldat machte Rechts um, und marschirte gelassen ab. — „Jetzt erzählen Sie, jetzt reden Sie," sagte Omnibus zu dem jungen Herkules, und dieser berichtete nun von Petersburg und London, von seiner großen Tour. Während er sprach, konnte Omnibus, ihn still betrachtend, nicht umhin, in seinem Wesen etwas so ausgezeichnet Windflügelisches und Unstätes zu bemerken, daß er sich versucht

fühlte, seine Beobachtungen auf die Kleidung des Fremden auszudehnen. Der Rock des Herkules war fein und abgeschabt; sein Hut, ursprünglich weich und gut geformt, schien zu mehreren Landesvätern in fröhlicher Burschengesellschaft hergehalten zu haben. Herr Ladron trug zwar an der linken Hand einen etwas welken Handschuh; das war unbestreitbar. Aber der andere Handschuh war nirgends zu sehen, und die rechte Hand verbarg sich, als wie verschämt, in der Tasche der abgetragenen Pantalons. Ein röthlich=schwarzes Halstuch, **en Salope** drapirt, verhüllte den Platz, wo gemeinhin die weiße Wäsche zu Tage streicht; das Gilet wurde durch den zugeknöpften Rock verborgen; aber eine prahlende Lorgnette, aus Perlmutter und Gold gefertigt, hing über den Rock, und ein sehr comfortables Schnupftuch wanderte dann und wann aus der Tasche des Reisenden und wieder hinein, bei welchem Hin= und Herwandern eine Visitenkarte auf Omnibus Sopha fiel, welche der ehrliche Freund erst fand, nachdem Herkules aufgebrochen war, mit den Worten, die schon Manchem in der Welt zu schaffen machten: „Wenn Sie mir's erlauben, werde ich Sie noch heute Abend oder Morgen früh zu sehen die Ehre haben, um Sie in einer wichtigen Angelegenheit um Rath zu fragen, oder freimüthig, wie ein Freund den andern, um ihren gütigen Beistand anzugehen."

Omnibus hatte schon oft dergleichen drohende Abschiedsformeln gehört, und immer mit Scharfsinn geahnt, was dahinter steckte; auch heute ahnte er irgend etwas Compromittirendes, oder eine Anleihe in klingender Münze. „Herkules Ladron!" sagte er zu sich selber: „der Sohn des Kunsthändlers und Freundes! wohl möglich; das wird wohl richtig seyn. In den Erzählungen des Sohns lebt der Alte so leibhaftig, als spaziere er vor mir herum. Angenehme Erinnerung! Angenehm ist auch die Versicherung, die mir Herkules ertheilte, daß meine

Messen, meine Sextetten vom Stapel laufen sollen!... sie verdienen's, die bescheidenen Studien eines bescheidenen Dilettanten, der nicht ohne Phantasie und Melodie ist, wie ich mir schmeichle. Angenehm, wohl angenehm. Aber Herkules hat in seinem Costume, in seinem ganzen Benehmen etwas Nomadisches, das mir nicht gefällt;... und wenn man gleich bei Leibe nicht vom Aeußern auf's Innere schließen soll,... so kann ich mir doch nicht helfen: er wird von mir etwas haben wollen,... gewiß,... ich kenne das. Nun freilich:... auf Reisen treten manchmal Dringlichkeiten ein;... ach, mein Himmel, daß mir meine Reise einfallen muß!"..."

Indem er dieses bedachte und betrachtete, wickelte er die Visitenkarte, die er mechanisch aufgenommen, um seine Finger, rollte sie dann wieder auf, brachte sie seinen Augen näher und las darauf: „**Il Cavaliere Giangurgulo.**" — „Ach, Respekt," sagte Omnibus alsdann, und machte eine Verbeugung vor dem leeren Sopha: „ein eminenter Künstler, wie man sagt! Ei nun, wenn der junge Herkules von solchen Männern beehrt wurde und wird, so muß seine Garderobe-Nachläßigkeit mit einer genialen Laune entschuldigt, und von ihr nicht auf den Charakter des Petersburgers geschlossen werden." — Zufrieden, zu diesem Resultat gelangt zu seyn, steckte Omnibus das Visitenbillet an seinen Spiegel, und ging zum Fenster, nach der Thurmuhr zu schauen, um seine Taschenuhr darnach zu reguliren; denn es wollte heute gar nicht Mittag werden für seinen leeren, hungrigen, überwachten Magen.

„Poch, poch, poch!" ging's an der Thüre. „Ach Jemine, Ghiribizzi!" rief Omnibus, der an dem geheimnißvollen Klopfen den Freund und Schwiegervater zu erkennen gewohnt war. „Herein!" Unwillkürlich suchte Erich nach seinem Kassaschlüssel. — Der Gesanglehrer schlenderte in's Zimmer, behielt den Hut, wie sich von

selbst versteht, auf dem Kopfe, umarmte jedoch seinen Erico mit Zärtlichkeit, legte seiner Aermel Aufschläge zurück, rieb sich die Hände und begann das Gespräch: „Ihr schlieft deliciös, da ich wie eine Katze Euer Zimmer verließ. Es ist nicht meine Sache, einen Freund zu stören; darum vergebt mir den Abschied **alla francese.** Wenn Ihr Euch jedoch besinnen wolltet ... ich sagte Euch gestern ... wißt Ihr noch?" — „Ja freilich, Bester, freilich, und ich wollt' Ihnen herzlich gerne dienen; doch fürchte ich, ist meine Börse jetzt nicht allzu gut bestellt. Zudem muß ich verreisen, bald, morgen schon." — „Wohin?" — „Ein Geheimniß." — „Meinetwegen; wenn Ihr mich nicht vexirt, um meiner los zu werden?" — „Pfui, Maestro. Das Gegentheil zu beweisen, will ich mit Ihnen theilen, was meine Kasse enthält. Es ist gewiß, daß ich verreise." — „Um desto dringender ist meine Bitte um das Geld. Ich bin der Rabe auf dem Kirchthurm *). Meine Laura kann morgen, übermorgen eintreffen." — „Freilich, freilich; ich sehe es ein. Wie viel denn? Geschwinde, die Mittagsglocke läutet." — „Zweihundert Gulden wenigstens." — „Schreiben Sie einen Empfangschein. Ich hole Ihnen das Geld."

Ghiribizzi hatte bald geschrieben; er hatte diese Gattung von Schriftstellerei im Griff. Auch Omnibus hatte das Geldholen im Griff, und kam bald wieder. Er fand seinen Freund wie verzückt vor dem Visitenbillet am Spiegel, wohin er gegangen war, um zu sehen, wie ihm der schief aufgesetzte Hut zu Gesichte stand. „Glücklicher!" schrie Ghiribizzi dem Erich entgegen, mit der einen Hand das Geld ergreifend und einsackend, mit der andern Erichs Rechte schier zermalmend: „Glücklicher! Auch der große Sänger,

*) **Esser Corbachione del Campanile:** sich durch nichts irre machen lassen (gleichwie der Rabe, der auf dem Glockenthurme haust und den Glockenlärm nicht fürchtet).

der Held des Baritons, der unermeßliche Giangurgulo, ist bei Euch gewesen? Dreimal Glücklicher! „Trombe, Tromboni, Clarini, timballi! Allegro! maestoso! trionfale!“ — Er hämmerte außer sich eine Fanfare auf dem Flügel, daß abermals ein paar Saiten sprangen.

Nun war eine Kapitalschwachheit des ehrlichen Omnibus diese: er prahlte gern mit ausgezeichneten Bekanntschaften. Daher widerfuhr ihm heute, daß er zugab, von dem berühmten Sänger besucht worden zu seyn. Bitter bereute er die kleine Lüge, als Ghiribizzi ihm noch einmal um den Hals fiel, und bat, ihn zu dem großen Manne zu führen, dessen Protektion er anzuflehen gesonnen sey, aber an den er nicht kommen könne, ohne von einem gewichtigen Gönner vorgestellt zu werden. — „Recht gern,“ stotterte Omnibus; „wenn wir den Extramenschen nur zu finden wüßten!“ — „Stellt Euch nicht so ungeschickt an!“ zürnte der Freund mit rollenden Augen: „Glaubt Ihr, ich wüßte nicht, daß der Ritter gestern angekommen? Er logirt im „Drachen,“ wird sich nur ein paar Tage aufhalten, . . . ich bin der erbärmlichste Mensch auf Erden, wenn ich den Ritter nicht sprechen kann. Er hat Aufträge von allen Potentaten Italiens . . . von allen großen Impresarien . . . in jeder Tasche hat er ein Dutzend von Kapellmeisterstellen, von Chordirektoren . . . er winkt mit dem Finger, und ich bin Maestsro al Cembalo in San Carlo, in der Fenice . . . oder wenigstens erster Basso in einer Kardinalskirche in Rom!“

Ghiribizzi tanzte vor Freuden, schmeichelte seinem Erico und bat, dessen Wangen streichelnd, um Erhörung. Die Idee, seinem Freunde vielleicht zu nützen, hielt den verlegenen Omnibus ab, seine Lüge zu gestehen. „Ein Unglück, daß der Giangurgulo gerade hier seyn muß!“ dachte er: „Doch ist er ein Mensch, wie ein anderer, und wird meiner Person wohl nicht unzugänglich seyn.

Hab' ich ihn einmal gesprochen, so nehm' ich dann den Freund am Schlepptau mit mir, und wer das Alles einfädeln muß, ist der Petersburger Herkules!" — Ghiribizzi war außer sich vor Entzücken, als ihm Omnibus zusagte, was er wünschte, und bis zum Abend nähern Bescheid zu geben versprach. — „Das ist mehr als Gold!" rühmte der Gesanglehrer: „Einen Orest haben, wie Euch, liebe Kinder haben, wie Alfonso und Laura, ein Kapellmeister werden durch Giangurgulo! . . . Gibt es Besseres in der Welt? Aber **prestissimo**, lieber Freund! Wenn's auf's **„Gradire"** ankömmt, bin ich nicht faul, lasse ich die Hände nicht hängen. Um etwas zu gewinnen, eine fette Stelle zu erobern, sage ich selber, ist es besser, seine Schuhe, als seine Bettücher abzunützen." — „Richtig, richtig. Ich muß zum Speisen, lieber Schwiegervater, damit mein Magen sich nicht abnütze." — „Geht, geht, oder ich gehe ein Stück mit Euch. Ich störe meine Freunde nie. Ein Jeder muß seine Freiheit haben, aber vergeßt mir den Cavaliere nicht; hört Ihr?" — Auf der Straße sagte der Gesanglehrer vertraulich zum Freunde: „Was ich Euch sagen wollte: der junge Mann, der mir Alfonso's Brief gebracht, hat mich um eine kleine Geldaushülfe angesprochen. Nun, ich selbst habe nichts . . . ich hab' ihn jedoch veranlaßt, sich an Euch zu wenden." — „Das ist ein schlechter Gefallen, den Ihr mir da erwiesen habt, Ghiribizzi." — „Nun, nun: Ihr könnt's ja lassen, wenn Ihr's nicht thun wollt. Ich habe nur gemeint, daß . . . weil der junge Mann Eures Verlegers Sohn ist . . . eine simple Meinung ist's gewesen. Doch seyd Ihr der Patron immerdar. Das ewige Geldgebettel ist überlästig, lieber Freund; ich weiß das wohl." — Omnibus mußte lächeln, als sich der unverbesserliche Borger mit dieser Phrase empfahl. — An dem Gasthaus „zum Drachen" vorübergehend, bemerkte Omnibus den Wirth des Hotels, der unter dem Thore stand, nach Wind

und Wetter schauend. „**Bon jour**, Papa Mandelkern!“ — „**Bon jour**, Herr Omnib . . . Herr Allen, wollt' ich sagen.“ — „Besetzt, brav besetzt.“ — „So so, la la: die großen Herrschaften zögern noch immer.“ — „Haben Sie den berühmten Giangurgulo?“ — „Freilich. Berühmt ist er wohl, aber es ist nichts an ihm zu verdienen. Eine Tasse Wasserchokolate, Reissuppe, eine Polenta und eine Taube oder ein Hühnchen. — Zuckerwasser die Menge, und nicht ein Tropfen Wein . . . das ist des Sängers Diät.“ — „Er hat Recht. Eine fette Küche, ein mager Testament, sagen des Ritters Landsleute.“ — „Meinetwegen; aber gewiß ist, daß mir an den Treppen mehr ruinirt wird, als der Tonkünstler einbringt. Alle Theater-, Orchester- und Dilettantenvereinsmitglieder stürmen mir das Haus. Leider sind die Herren von der Musik vergeßliche Zahler, und meiner schwarzen Tafel werden wieder Dinge weiß gemacht, die mir gar nicht gefallen.“ — „Bedaure,“ versetzte Omnibus, und wollte weiter gehen, als ihm der Wirth nachrief: „Darf ich nicht um einen Augenblick bitten? Da ist gestern ein junger Mann — es sind eigentlich zweie — bei mir angelangt: ein Russe und vorgeblich von bester Familie. Dem Herrn scheint der Nervus etwas knapp zu liegen. Er war just vorhin nicht im Stande, eine große Kiste, die heute der Postwagen für ihn brachte, auszulösen, und bat mich um ein Darlehen. Er berief sich unter anderm auf Sie, der ihn kenne, oder seinen Vater, oder, ich weiß nicht wen in Petersburg? Darf ich dem Herrn Ladron Credit geben, charmanter Herr Allen?“ —

Des Gastwirths schlaue Miene machte, daß Omnibus einigermaßen bedenklich wurde, verlegen seine Haare strich, und erwiederte: „Ich weiß nicht, was ich da antworten soll. Ich möcht' es Ihnen nicht rathen . . . ich möchte für nichts gut stehen. Im Gegentheil, lieber

Herr Mandelkern. Ich bin Ihr Freund, und muß Ihnen offen sagen ... es mag seyn, daß der junge Mann die Wahrheit sagte ... der Name Ladron ist in der Handelswelt von gutem Klang ... dennoch — ich weiß nicht — ein gewisses Etwas warnt mich, macht mich scheu. Solche junge Reisende von Profession sind oft wie die Musikanten, von denen Sie gesprochen haben, und wenn auch der Name „Herkules Ladron" ein sehr geachteter ist ..."

Indem Omnibus von den Musikanten gesprochen, hatte er sich wieder des Sängers und seiner Hoffnung, vom Ladron beim Ritter eingeführt zu werden, erinnert; er schwankte unschlüssig zwischen Warnungs- und Beruhigungspredigten. Der Zufall wollte eben, daß der besprochene Fremdling, aus dem Hause kommend, seinen neuen Freund erblickte, und seinen eigenen Namen von demselben ausgesprochen hörte. Voll von Kordialität eilte er auf Omnibus zu, schüttelte ihm die Hand, und sprach: „Sie nehmen mir, indem Sie mit dem Herrn Gastwirth sprechen, einen Stein vom Herzen. Ohne Zweifel, Herr Mandelkern, wissen Sie jetzt Bescheid, und werden mir den Gefallen erzeigen?" — Mandelkern warf einen vielfragenden Blick auf Omnibus; dieser gab ihm einen vielversprechenden zurück, und, unfähig, in Gegenwart des Beargwohnten seinen Verdacht länger zu behaupten, leistete er sogar auf die Neutralität Verzicht. Er sagte kurz und gut: „Es versteht sich von selbst, Herr Wirth. Ich bin mit Vergnügen Bürge für diesen jungen Mann. Sein Vater ist mein Freund; und somit ist alles gesagt. Stellen Sie immerhin Ihr Haus zur Verfügung dieses Herrn; ich garantire. — Ist's so recht?" setzte er, beide Freunde gutmühig ansehend, hinzu. — „Vollkommen," antwortete Mandelkern mit Verneigung und dem Lächeln des Schelms. — „Sie sind der Engel, den mir mein Vater schilderte! ..." rief Her-

kules entzückt, und küßte seinen Bürgen auf beide Wangen: „Sie sind würdig, mein ganzes Mißgeschick zu erfahren; ich will Ihnen nichts verschweigen; Sie sollen mir rathen, mir helfen. Von keinem Menschen in der Welt möchte ich eine Hülfe acceptiren, weil ich erwarten darf, von Ihnen unterstützt zu werden. Speisen Sie heute mit mir." —

Der liebenswürdigen Einladung des Reisenden und dem verführerischen: "Ist's gefällig, hinein zu spazieren?" des Wirths, das vom Silberklang der Eßglocke feierlich begleitet wurde — beiden widerstand Omnibus. „Es thut mir wahrlich leid," sagte der Würdige: allein Ihre Tafel, Mandelkern, dauert mir zu lange, und ich ziehe das à la carte der „Königin von England" vor, da ich nach Tische der Geschäfte viele habe." — Mandelkern zuckte bedauernd die Achseln, und eilte, wohin die Pflicht ihn rief: an den Vorschneidetisch; zu Herkules sprechend, meinte Omnibus: „Wenn Ihnen gefällig wäre, heute neben mir verlieb zu nehmen, so fände ich bequem Zeit, Sie anzuhören, und mit Ihnen über einen Punkt zu reden, der mir am Herzen liegt." — „Ein Vergnügen, ein Vergnügen" erwiederte Herkules mit dem Lächeln der Befriedigung, indem er sich familär in Omnibus Arm hing, und mit ihm fortging: „Sie meinen den Stich und Verlag Ihrer Messen und Sextetten? Eine abgemachte Sache; schon bereits im Voraus vom Vater beschlossen, und heute von mir, als einem Plenipotentiarius, ratificirt." — „Schön, schön, dankbarst aufgenommen!" versicherte Omnibus: „allein es ist nicht gerade dieses, wovon ich mit Ihnen sprechen will. Lassen Sie jedoch zuerst mich wissen, was Ihnen fehlt, womit ich dienen kann?" —

Ueber die jugendliche Stirne des Kalbskopfs, der in der „Königin von England" vor die Eßlustigen gestellt worden war, schweifte melancholisch der Blick des Herku-

les. Der junge Mann sammelte sich, und erzählte sofort männlich gefaßt, wie ihn auf seiner Heimkehr aus Italien Straßenräuber geplündert, und um das Geld, Brieftasche und Uhr gebracht; wie er zwar in Turin von einem Correspondenten seines Vaters eine Summe erhoben, die wohl ausgereicht haben würde, die weite Reise nach Rußland zu vollenden. „Was mußte jedoch geschehen, was sich mit mir begeben?" fragte Herkules, indem sein Gesicht von Beschämung, von edler Reue verfinstert wurde: „Ich habe Ihnen bis jetzt erzählt, was Hunderten begegnet ist, was Hundert andere gelogen haben, was ich auch gelogen haben könnte, wenn Sie mich nicht kennten, und des reichen Ladrons, Ihres Freundes und Ihrer Kunstwerke allergewissesten Verlegers Sohn für einen gaunerischen Landstreicher zu halten im Stande wären. Aber jetzt steh' ich auf dem Punkte, Ihnen etwas zu entdecken, was meinem Selbstgefühl wehe thut, und Sie werden bekennen müssen, daß nur die leidige Wahrheit redet, wie ich rede: ich habe — um den Verlust zu ersetzen, den mir die Straßenräuber zugefügt, gespielt, und habe obiges Turiner Geld, meines Vaters Geld — verloren; verloren, bis auf wenige Thaler, die mir bis hierher halfen, wo ich zu meinem Glücke Sie, meinen Engel, gefunden habe!"

Es ist unnöthig, die weiteren Verhandlungen, die dem schweren Geständniß folgten, der Breite nach anzuführen; denn es genügt schon, zu sagen, daß Omnibus dem Sohne seines Freundes und allergewissesten Verlegers eine nicht unansehnliche Summe versprach, und sich vergebens sträubte, dafür gewissermaßen als Pfand die bewußte schwere Kiste, mit Kunstsachen und Antiquitäten gefüllt, ad Depositum zu übernehmen. Hierauf kam Erichs Anliegen an die Reihe. Er unterrichtete freimüthig den Herkules von dem Fund der Visitenkarte, von der kleinen Prahlerei, die er sich mit Giangurgulo's Be=

kanntschaft erlaubt, von dem Zufall, der ihn, dem Gesanglehrer gegenüber, in seiner Schlinge gefangen, und von seinem dringenden Wunsche, daß Herkules, der ohne Zweifel den berühmten Sänger kenne, die Güte haben möchte, ihn, Omnibus, und den Maestro Ghiribizzi bei dem vortrefflichen Künstler einzuführen; jedoch im Voraus zu veranstalten, daß der Cavaliere etwas zutraulich mit demjenigen umgehe, der sich seines Besuches gerühmt, damit sich der Freund vor dem Freunde keine Blöße gebe. — Nach kurzem Bedenken sagte Herkules freundlichst zu, versprach am Nachmittag mit der fraglichen Kiste der Künstleraudienz nähere Festsetzung zu überbringen, und die neuen Freunde trennten sich, gegenseitig zufrieden. —

Alsogleich lief Omnibus zur Polizei. Der Beamte erklärte bedauernd: der Paß könne erst am folgenden Tage unterschrieben werden; der Minister sey auf dem Lustschlosse des Fürsten, der Sekretär liege schwer krank, die verschiedenen Attaché's seyen nirgends zu finden. „O Himmel, was wird der Hofrath sagen!" seufzte Omnibus nach manchen vergeblichen Einwendungen; dennoch war er im Innersten erfreut, die verhaßte Reise wenigstens um einen Tag verschoben zu wissen. — Nun machte er sich auf, für den Kapitän ein Logis zu suchen, was ihm aber, dem Gewitzigten, nicht gelang, weil er wählig geworden war. Sodann eilte er, um seinen Schwiegervater Ghiribizzi, der pünktlich in seine Wirtshausgesellschaften zu gehen pflegte, nicht zu verpassen, mit Vertröstung und Zusage zu demselben. — Wilibalds Tilbury-Angelegenheit nahm die letzte Stunde des Nachmittags in Anspruch. Erst am Abend fand Omnibus Zeit, athemlos nach seinem Quartier zurückzukehren. Valentin kam ihm auf der Treppe mit verstörtem Gesicht entgegen: „Ich habe Sie überall gesucht, aber nirgends gefunden," meldete der treue Diener: „Wissen Sie, daß der Kapitän militärisch von Ihrem Logis Besitz genom-

men hat?" — „Alle Teufel! das ist ja nicht möglich!" — „Er hat Wort gehalten," erwiederte Valentin traurig: „sein Gepäck — nun, es besteht nur in einem Koffer und Mantelsack — liegt in Ihrem Salon, seine Nachtmütze auf Ihrem Bette. Er hat, als er ausging, das ganze Logis verschlossen, und läßt Ihnen durch mich den Schlüssel seines ehemaligen Quartiers überreichen, damit Sie sich darinnen gedulden können, bis Sie Ihr Versprechen, eine passende Hauptmanns-Wohnung zu schaffen, gelöst haben werden." — „Hat man je eine Barbarei gesehen, wie diese?" fragte Omnibus trostlos, und hob den enormen Hausschlüssel des Kapitäns in seinen gefalteten Händen zum Himmel empor: „Meine Kleider, meine Schlafröcke, mein Geld, meine Bequemlichkeiten ... Alles in fremder Gewalt? So vergilt der Freund dem Freunde?" — „Wenn Sie einen Schlosser kommen ließen?" fragte Valentin. — Omnibus schauderte vor der so einfachen Maßregel. „Würd' ich mich nicht auf ewig mit dem Kapitän entzweien?" fragte er entgegen. Eine Baßstimme erwiederte ihm: „So lang ich die Augen offen habe, wird kein Mensch nicht meines gestrengen Herrn Hauptmanns Thüre aufbrechen dürfen!" Und, mit der Hand an der Mütze, aber funkelnden Blicks stand hinter dem erschrockenen Erich der Fourierschütz des Kapitäns: ein Wächter, dem Alles zuzutrauen war. „Siehst Du wohl, Valentin?" fragte Omnibus noch einmal trostlos. — Der Bediente machte ein grämliches Gesicht, auf den Fourierschütz deutend: „Der Soldat hat sich in meine Kammer einlogirt, wie sein Herr in Ihre Zimmer. Ein Glück, daß ich heute zu der Hochzeit meiner Brudertochter zu gehen veranlaßt bin, sonst gäb's beim Schlafengehen ein Unglück; verlaß' Er sich darauf, Soldat ..." — Der Kanonier rührte sich nicht, wich nicht von dannen.

In dem Moment wurde des jungen Herkules Kiste

gebracht. Der Sohn des allergewissesten Verlegers begleitete sein Eigenthum, und sagte zu den Trägern wohl fünfzigmal: „Aufgeschaut, Achtung gegeben! nicht angestoßen! langsam, behutsam, ihr Esel! alles Gold der Welt könnte nicht bezahlen, was verdorben würde, wenn Ihr die Kiste fallen ließet! — Da ist das bewußte Depositum,“ sprach er dann höflich zu Omnibus: „befehlen Sie, wohin es gestellt werden soll.“ — „Liebster,“ entgegnete Erich kläglich: „ich bin in der sonderbaren Lage, nicht in meine eigene Wohnung dringen zu dürfen. Wollen wir nicht bis Morgen, wo Alles sich ausgleichen wird — wollen wir nicht die Kiste hier auf dem Vorplatze lassen?“ — „Meinetwegen,“ versetzte Herkules. „Können Sie aber alsdann für diese unendlich werthvolle Kiste gut stehen?“ fügte er mit einem Blick hinzu, der alle Qualen der Befürchtung und des Zweifels in Omnibus entfesselte. „Mein Gott, mein Gott!“ jammerte er: Sie haben Recht. Wenn irgend ein frecher Dieb... mein Gott, in welche Verlegenheit bringen mich meine guten Freunde! ich kann wahrhaftig nicht gut stehen... Valentin, was fangen wir an?“ — Valentin schüttelte den Kopf. Der Fourierschütz ließ die Gnade walten. „Wollen Sie die Kiste in meine Kammer setzen lassen? Ich gehe nicht von Hause, muß den Herrn erwarten.“ — „In seine Kammer!“ brummte Valentin; aber Omnibus hätte beinahe den Soldaten umarmt, und drückte ihm ein Trinkgeld in die Hand, sagend: „Er ist ein braver Mensch, — nein, Sie sind ein braver Mann! Sie verdienten Hauptmann zu seyn, statt...“ hier unterbrach er sich plötzlich, fürchtend, schon allzuviel gesagt zu haben.

Während die beiden Diener die schwere Kiste in Valentins Kammer schleppten, wendete sich Herkules freundlich zu dem guten Erich. „Der Ritter Giangurgulo erwartet Sie morgen, Sie und unsern Freund, jedoch nicht vor zehn Uhr. Ich werde Sie im Kaffeehaus zur

Traube abholen, wenn Sie erlauben." — „Sehr wohl; aber um zehn Uhr sollte ich schon zwei Stationen zurückgelegt haben! Herr Gott, was wird der Hofrath sagen! Aber still: das ist ein Geheimniß. Ich bin nicht unzufrieden, daß der Herr Hofrath mich nicht bei Hause finden werden, denn kommen, kommen wird er ganz gewiß, wenn ich nicht komme. Wo soll ich nur übernachten? In dem Drachen?" — „Beileibe nicht," fiel dem zagenden Freunde Herkules in die Rede; „Alles ist dort überfüllt; Mann an Mann." — „Sehr unangenehm, auf Ehre. Aber ich muß Ihnen Beifall geben. Es wäre auch allzulächerlich, wenn ein angesehener Mann, wie ich, im Gasthaus übernachten wollte. Schon heute wäre die verwünschte Geschichte mit meinem Kapitän in aller Menschen Munde. Wilibald ist abwesend, Ghiribizzi hat kaum ein Bett für seine eigene Person, dem Hofrath muß ich ausweichen, statt seine Gastfreundschaft anzusprechen,... am Besten, ich gehe in Gottes Namen in des Kapitäns Logis . . ." — Resignirt machte sich Omnibus auf den Weg. Herkules hielt ihn auf. „Wenn Sie verreisen," sagte er unruhig, — „wie wäre es dann mit dem Gelde, das Sie mir so großmüthig versprachen?" — „Ich reise ja nicht," entgegnete Omnibus: „ich erscheine morgen zur Audienz bei dem großen Baritonisten. Wir finden uns ja morgen . . ." — „Alles wohl und gut; aber meine Bedürfnisse . . . edler Mann . . . bis dat, qui cito dat!" — „Diese Verwirrungen bringen mich noch um mein bischen Hirn!" fuhr Omnibus auf: „Sie sehen ja doch in's Guckucksnamen, daß ich selbst nicht in meine Zimmer treten, nicht zu meinem Schreibtisch kann. Wie sollte ich Ihnen denn auf dem Fleck geben, was ich Ihnen versprach?" — Herkules verbeugte sich tief, und erwiederte kaltblütig: „Edler Sterblicher, Sie haben gewiß hier einen Banquier, der auf ein Wort von Ihnen?..." — „Freilich, freilich," bestätigte Omnibus, dessen Hitze

schnell verraucht war: „Vergeben Sie mir meine Heftigkeit. Dem bedrängten schleunigst beizustehen, besiehlt die Pflicht des Menschen, vor Allem die des Freundes. Kommen Sie mit mir. — Valentin!“ — „Herr Allen?“ — „Geh mit mir in mein neues Quartier. Besser: geh voraus, und richte alles leidlich her in dem saubern Bivouak.“ — „Ich gehe zur Hochzeit, lieber Herr.“ — „Alle Teufel, Du gehst mit mir. Was Hochzeit? geht Dein Dienst nicht vor? Alle Wetter, das möchte ich sehen! Allein seyn in dem fremden Hause, in der öden Wohnung?“ — Valentin, der seinen Herrn zu behandeln wußte, machte sich ganz klein und unterthänig: „Wenn der Herr befehlen, so ist's etwas Anderes. Aber der gnädige Herr hatte mir erlaubt, die Hochzeit zu besuchen. Wenn ich, der Brautvater, so zu sagen, fehlte... es wäre traurig für meine Bruderstochter, für ihren jungen Mann, für die ganze Gesellschaft . . . ich hatte mich so innig darauf gefreut . . . aber allerdings geht der Herrendienst vor, auch wenn ich schon lang verdient hätte, daß . . . mein einziges Vergnügen . . . meine langen Dienste . . . mein Alter! . . .“ Der Kerl hob an zu schluchzen, als wär's ihm völlig Ernst. Worauf den guten Omnibus seine harten Worte gereuten, und er versetzte, beinahe selber weinend: „Ei nun, so halt' das Maul, alter Bursche. Es soll meinetwegen drum seyn. Heule nicht. Ich will mich wieder ohne Dich behelfen. Hab's oft im Leben thun müssen. Will denken, ich sey auf meiner großen Reise. Geh, wohin Du willst: vorausgesetzt, daß Du mit dem Früheſten Dich bei mir einfindest . . . hörst Du?“ — „Sobald der Tag graut, betheuerte der Diener, und erbot sich, nachdem er des Herrn Hände geküßt, freundschaftlichst, ja herablassend, in des Kapitäns Logis die Lichter zu besorgen, und so viel Bequemlichkeiten anzuschaffen, als in einer Miethkaserne solchen Schlags zu finden seyn würden.

Omnibus ging stracks, von Laufen und Verdruß ermüdet, mit Herkules zu seinem Wechsler. O weh! auch dort war das Comtoir verschlossen! Mann und Frau und Comtoiristen waren in's Theater gegangen. „Sie sehen," sagte Omnibus zu seinem ungeduldigen Begleiter, „heute ist ein Tag des Unglücks. Warten Sie indessen getrost auf Morgen. Mein Ehrenwort, daß ich Sie in der Traube, mit dem Gelde in der Hand, erwarte." — Herkules schied vom Freunde mit einigem Mißmuth, aber Verehrung und Dankbarkeit auf der Zunge. — „Ich bin entsetzlich müde, und werde hoffentlich auf des Kapitäns Wachstubenbett gut schlafen," gähnte Omnibus, und suchte seine neue Residenz.

Auf dem Wege dahin strich er unversehens — es dunkelte schon mit Macht — an einen Hund, der sich knurrend nach ihm umdrehte, jedoch plötzlich mit dem Schweife wedelte, und ihm folgte wie ein vertrautes Lamm. „Ach, Lion, was machst Du hier zur späten Abendzeit?" fragte, den Hund streichelnd, der ehrliche Omnibus. Der Hund redete natürlich nicht, aber sowohl aus seinem vernachläßigten Aeußern, als aus der Scheu, womit er öfters stehen blieb und horchte, als höre er von ferne den Pfiff seines Herrn, ließ sich unschwer errathen, daß er wieder einmal dem sorglosen Wilibald durchgegangen, und auf eigene Gefahr zur Stadt gelaufen war. „Ei, ei, Lion!" sprach ihn daher Omnibus mit zärtlichem Vorwurf an: „Du bist unverbesserlich. Aber komm; weil der Zufall Dich mit mir zusammengeführt hat, will ich Dich heimgeleiten, damit Wilibald wegen Deiner beruhigt sey." — Obschon die Strecke weit, legte Omnibus sie dennoch unverdrossen zurück, und kam an Wilibalds Haus. Des Junggesellen Wohnung war leer, war verschlossen, kein Knecht oder Kroom zu sehen. Die Sterne schienen in die schwarzen Fenster . . . Alles todt und still. „Kusch Dich, Lion!" befahl Erich dem Hunde

im obern Treppenwinkel: „Niederlegen! schön zu Hause bleiben, schön; braver Hund seyn, Lion!“ — Da er voraussetzte, der Hund werde gehorchen, verließ er wohlgemuth Wilibalds Wohnung, wanderte, hinkend vor Müdigkeit, in das Centrum der Stadt hinein, verirrte sich aus Zerstreuung in das von ihm ursprünglich bewohnte Haus, und war schon oben an seiner Vorsaalthüre, als ihm einfiel: „He, wohnt nicht der Kapitän an Deiner Statt in diesem Stockwerk?“ Worauf er gehorsam wieder umdrehte, und leise die Treppe hinunter schlich. Auf der Gasse kam ihm plötzlich vor, als begleite ihn ein dumpf-schnaufender Blasbalg. Umschauend sah er abermals den Newfoundland-Hund hinterdrein schreiten, gravitätisch, als ob's von Anfang der Welt so hätte seyn müssen. „Bring' ich den verzweifelten Hund nicht von der Seite?“ fragte er unwillig, und zur Antwort schüttelte Lion den Kopf, daß sein breites Halsband rasselte, wie eines Kerkermeisters Schlüsselbund. „Nein sagst Du, amerikanische Wasserdogge, Hund des Nordens? Wohlan denn. Hoffe aber nicht, daß ich Dich die ganze Nacht hindurch spazieren führen werde. Wir sind müde, guter Freund, und Du wirst Dir bei mir es gefallen lassen müssen, wie ich mir's beim Kapitän gefallen lassen muß; damit Du meinem Freunde nicht abhanden kommst. Es dürfte nur mich heute Jemand mit Dir gesehen haben, und sicherlich müßte ich die vierzig Louisd'or für Dich bezahlen, die Du meinem Freunde werth bist. Das will ich aber nicht; ergo, Du Mohr im weißen Kleide, sey heute mein Gast.“

Der Hund schien einverstanden, protestirte nicht gegen das feuchte, weitschichtige Haus, das Omnibus, Dank dem Schlüsselgoliath des Kapitäns, betrat, strich ruhig mit seinem Führer durch die ungeheuern Gänge, und setzte sich geduldig nieder, als Erich an der Lampe des Corridors im dritten Stocke sein Licht anzündete, und

des Kapitäns ehemaliges Zimmer aufschloß. — „Herein, Lion, marsch herein!“ befahl Omnibus von innen. Der Hund gehorchte diesem Befehl, und legte sich lang vor die Thüre, die der edelste der Freunde fest verriegelte. „Es ist ein Fingerzeig vom Himmel gewesen, daß der Hund zu mir kam,“ dachte Erich mit großer Zufriedenheit: „ich kann den wachsamen Gesellschafter in diesem unwirthlichen Hause brauchen. Wer weiß, mit welchen Menschen ich unter einem Dache schlafe? Dieses Gebäude scheint eine Mördergrube zu seyn.“ — Er leuchtete allenthalben umher, und fand im Ganzen die Wohnung etwas ärmlich möblirt, aber bei weitem nicht so unbequem, als der Kapitän vorgegeben hatte. „Die Treppe wackelt, sagte Omnibus, sich entkleidend; „das ist wahr; dunkel wie in einem Sack? ist nicht war; voll von Winkeln? O ja; von Spinnen? muß sich erst am Tage ausweisen. Der Fußboden ist schlecht; aber wenigstens ist eine Fallthür nicht darinnen durch welche Mörder heraufsteigen, oder Leichen erschrecklich Ermordeter hinabgestürzt werden könnten. — Uebertreibung, Kapitän, Uebertreibung.“ — Er rückte seinen Stuhl vor den antiken Spiegel, schaute in denselben, seufzte nach seinem fernen Schlafrock, und setzte in Gedanken hinzu: „Gerade so einsam und an Bequemlichkeiten nackt werd' ich seyn, wenn ich der Schweiz zutaumeln werde, ein Opfer der Freundschaft, ein vorgeblicher Bräutigam, ein mißgelaunter Ehrenwächter. O weh, diese Reise! Wenn ich mich vor dem Hofrath verbergen könnte, gerne wollte ich in diesem Neste verweilen! Doch muß ich morgen Ernst machen mit der Reise und mit den Logisangelegenheiten. Sapperment, der Kanonentod soll mich nicht an der Nase herumführen! — Am gescheidtesten ist, wenn ich ihm ein recht elegantes Quartier prokurire, sollte ich auch heimlich aus meiner Tasche darauf zahlen müssen. 's ist indessen nicht nöthig, daß ich's heimlich thue.

Meine guten Freunde sind so wackere Bursche, daß sie auch offiziell annehmen, was ich ihnen schenke." — Indem er sein Foulard zusammenlegte, um sich daraus eine Schlafmütze zu stegreifen, sagte Omnibus drohend zum Spiegel: „Ich schenke indessen dem Ghiribizzi nicht, was ich ihm geliehen, und wenn der Herr Ladron nicht umgehend ersetzt, was ich ihm leihen werde, so schreibe ich seinem Vater, wie er sich in Turin aufgeführt hat. Das wird seine Wirkung thun." — Während Omnibus die Drohung aussprach, gereute sie ihn schon, und er setzte, seine Nachttoilette vollendend, engelgut hinzu: „Pfui, Erich, pfui doch. Hast dem guten Herkules noch nicht einmal gegeben, was Du ihm versprochen, und schon geiferst Du ihn an voll Mißtrauen? Und bereits ist die Kiste mit Antiquitäten und Gemälden und Manuscripten in Deinen Händen! O pfui, wie ungerecht wird der Mensch, der dem Egoismus nur ein Haar des Haupts überläßt!" — Omnibus löschte eins der Lichter aus, und sah nach der Uhr. „Zehn Uhr? Ziemlich früh, aber meine Müdigkeit!!! Ich werde besser schlummern, als mein gemißhandelter Herkules, den vielleicht die Sorgen, und etwa ein Zweifel an meiner Aufrichtigkeit nicht schlafen lassen." — Omnibus zog seine Uhr auf. „Wenn nur die Kiste in Sicherheit und gutem Gewahrsam ist! Ich habe meine liebe Noth wegen der Verantwortlichkeit. Wenn ein Dieb . . ." Ein seltsames Geräusch schreckte den Grübler auf. „He! was ist das?" keine Antwort. Das Geräusch dauerte noch eine kleine Weile; dann war Ruhe. — „War mir's doch, als käme es aus dem Alkove!" flüsterte Omnibus vor sich hin: „wenn's aber von Menschen käme, hätte sich Lion gewiß gerührt. Indessen wären auch Ratzen von größerer Dimension eine unbequeme Nachbarschaft, und ich glaube, die Newfoundländer speisen weder Ratzen noch Mäuse?"

Nach der Alkove wandelnd, warf Omnibus einen

Blick auf die Thür. „Aha! Lion hat seinen Platz verändert. Gewiß hat auch ihn das Geräusch näher zur Alkove gelockt. Lion! Lion!“

Seinem behutsamen Rufen antwortete nur das tiefe Schnarchen des Hundes. Die friedliche Scene zwischen einem bereits schlafenden Hunde und einem zu Bett schlendernden schlaftrunkenen Menschen sollte sich schnell in eine äußerst feindselige verwandeln. Denn mit sträubendem Haar mußte der näher an's Bett tretende Omnibus sehen, daß Lion querüber im Bette lag. „Nein! das ist doch zu impertinent!“ zürnte Erich und eilte, mit seinem leichten Stöckchen den zottigen Schläfer zu wecken. Paff! Lion schlug die Augen auf. Paff! Lion legte sich knurrend in die Springpositur. Paff! Lion stand im Bett auf, und knurrte wie ein Teufel. Noch einen Schlag wagte Omnibus; aber alsogleich lag er selber zu Boden, und über ihm stand brummend der Mohrenkopf mit einem Jabotfetzen des Unglücklichen im Maule. Omnibus regte sich nicht. Der Hund war damit einverstanden, trat zurück, und sprang wieder in's Bett, wohin zu aller Noth auch das Stöckchen geflogen war. — Alle Bewegungen seines Feindes beobachtend, erwartete der Hund einen zweiten Angriff.

Omnibus hatte dazu keine Lust. Er versuchte sein Heil mit Sanftmuth. Er näherte sich cajolirend dem Hunde, er streichelte ihm mit zitternder Hand das Fell. Lion nahm alles gefällig hin. So wie jedoch der Gegner versuchte, wenn auch noch so einschmeichelnd, eine Position im Bette zu gewinnen, so war Lion wieder alert, und der alte Teufelsspektakel mit Knurren und Bellen, mit drohendem Krallen- und Gebißspiel hob wieder an. — Einmal hatte Omnibus, das Lager mit einem Stuhle überm Haupt berennend, einen Augenblick den Vortheil und den Besitz; aber im Nu stand wieder der Hund über einer keuchenden Brust, und machte so tyrannische

Pantomimen, daß Omnibus sich glücklich schätzte, wieder dem Bett zu entkommen, und dem ungeschlachten Nordamerikaner das Feld ohne weitere Einwendung überließ.

„Das hat noch gefehlt!“ klagte er in sich hinein, der gekränkteste der Freunde: „O verwünschte Gastfreundschaft, die ich einem Hunde, einer schwarzen Hundeseele gewährte? Das soll mir eine Lehre seyn!“ — Der Arme suchte eine Stelle zum Ausruhen. Da war aber nur ein alter Lehnsessel, von Rohr geflochten, in welchen und auf welchen gar keines Menschen Statur paßte. Dennoch, in Ermangelung von etwas Besserm, zwängte sich Omnibus in den Marterstuhl. Den halb schlafenden, halb lauernden Hund im Angesicht, entschlummerte die Blume der Freundschaft vor Erschöpfung. Aber alle unter- und überirdischen Mächte hatten sich gegen ihn verschworen. Das Haus, worin er sich befand, zählte der ehelosen Bewohner viele: irreguläre Truppen, die zur Nachtzeit kamen und gingen, wie's ihnen gefiel. Bald jubelten ein paar Zechbrüder schreiend und lärmend durch die Gänge; bald polterte einer an die Thüre: „He, Kapitän, hast Du Licht?“ — Ein Anderer: „He, Kapitän, schlafen Sie schon?“ — Ein Dritter: „Schlaf' wohl, Kapitän. Wo bist Du heute gesteckt?“ — Ein Vierter, in der Meinung, er sey an seiner eigenen Zimmerthüre, wollte mit aller Gewalt hinein, und fluchte auf den Schlüssel, der nicht paßte. Allen diesen Herren zu antworten, übernahm freilich der Newfoundlandhund, und sie zogen sich vor dem Gebell zurück, aber nichts desto weniger wurde Omnibus immer auf's Grausamste gestört. Ueber seinem Haupte trampelte in schweren Stiefeln ein desperat Verliebter umher, der nicht schlafen konnte, und sich wenig um die Ruhe seiner Nachbarn kümmerte; neben dem Gemarterten versuchte sich Einer bänglich und jämmerlich auf einer verstimmten Flöte; auf der andern Seite fiel der Nachbar alle Augenblicke

aus dem Bett, oder warf den Nachttisch um, oder verwünschte mit unfeinen Ausdrücken das Feuerzeug, das er nicht finden konnte. Ein andermal wachte der Hund aus dem Schlafe auf, und bellte den guten Omnibus an, wie einen eingeschlichenen Räuber. — Gegen Morgen wurde das Haus stiller; da übernahm die Frische des Morgens bei Omnibus das Amt des Peinigers. Der Frost weckte den Halbbekleideten; das Licht war ausgebrannt. Omnibus wollte sich anziehen, doch konnte er wie ein Geräderter die Glieder nicht rühren. Endlich — nach unsäglichen Leiden — kam die tröstende Tageshelle zum Vorschein, und ein donnerndes Klopfen verkündigte das Eintreffen des hochzeitlichen Valentin.

Der alte Diener, obgleich selbst übernächtig, erschrack vor dem gespenstigen Aussehen seines Herrn, der ihm aufmachte. „Was ist Ihnen zugestoßen?“ fragte Valentin, aber Omnibus war nicht vermögend, ihm eine ausführliche Antwort zu ertheilen. „Kaffee, um Gottes willen Kaffee!“ stammelte er, und Valentin flog in's nahe Kaffeehaus, um die Stärkung herbeizuholen. Er ging, und Wilibald kam; gestiefelt, gespornt, mit zornentflammten Zügen. „Was machst Du denn für dumme Streiche?“ fuhr er den bleichen Freund an; „meinen Hund, wo hast Du meinen Hund? Er ist mit Dir gesehen worden. Schon seit einer Stunde suche ich Dich. Wie zum Henker kannst Du ausziehen, ohne Deinen Freunden etwas davon zu sagen? In welches Loch hast Du Dich einquartirt, um mir den Lion zu debauchiren?“ Und je heftiger der Jerusalemritter spektakelte, um so lauter tobte der Hund in der Freude des Wiedersehens, und der Lärm war ohne Grenzen. Omnibus war nur im Stande, die Geschichte seiner Qualen bruchstückweise von sich zu geben; aber er schloß mit dem wehmüthigen Ausruf: „Meine Freunde werden mich noch in's Grab bringen. Der Kapitän hat mir den Garaus gemacht;

Du tödtest mich mit Deinen Vorwürfen; Dein grausamer Hund hat mich bereits zerrissen und zermalmt!"

Was jedoch den armen Dulder wieder zu sich brachte, schneller als selbst dem heißen Cichorientrank gelang, den er mit Eckel und Sehnsucht nach seinem eigenen Hause hinabwürgte, war des Hofraths Erscheinung. Das Schreckliche wirkt oft belebender auf des Menschen Organismus, als die Analeptica der ganzen Welt. Bei des Hofraths Eintreten wurde Omnibus wieder straff, und, wenn nicht gutes Muths, doch wieder fähig zum Reden, zum Handeln, zum Denken, zur Vertheidigung gegen ungerechte Angriffe. — An diesen ließ der Hofrath es wahrlich nicht fehlen. Der Refrain war immer: „Warum haben Sie sich nicht eingestellt? Warum holten Sie sich nicht Ihre Briefe? Warum verstecken Sie sich in dieser armseligen Spelunke? Warum sind Sie noch nicht fort?" — Und Drohung auf Drohung, und endlich die allerentsetzlichste: „Ich werde Sie für den schlechtesten Freund auf Erden erklären und Sie nimmermehr einen Sohn heißen, wenn Sie nicht spätestens um Mittag die Stadt verlassen haben!" Sprach's der zornige Hofrath, warf sein Bündel Papiere vor dem Freunde auf den Tisch, und ging, ein grollender Löwe, wie er gekommen war.

„Du willst eine Reise antreten, liebster Freund?" fragte Wilibald, der nun ganz zahm geworden. — „Ich soll's," entgegnete Omnibus, der die Kleider anlegte, die ihm sein Bedienter gebracht hatte. — „Wohin denn?" — „Ein Geheimniß." — „Pah, das Geheimniß der ganzen Stadt! Glaubst Du, daß der Hofrath schweigt? Ich habe gestern bei Laßbergs gehört, daß Du seine Tochter aus der Schweiz abholen, daß Du sie heirathen sollst." — „Mein Gott! der Hofrath empfahl mir doch selber zu schweigen! Sage nur um's Himmels willen dem Ghiribizzi nichts. Er könnte eine Hinterlist von

meiner Seite vermuthen, und ich möchte doch wissentlich keinen meiner Freunde kränken; nicht einmal den Kapitän, der mich um ein Jahr meines Lebens gebracht hat." — „Nicht doch; der Ghiribizzi erfährt nichts. Da er nicht in gute Gesellschaft kommt, ist Alles für ihn ein Geheimniß. Du Glücklicher, wirst also wieder heirathen?" — „Ich bitte Dich, Wilibald, gönne mir Ruhe." — „Wer an Deiner Stelle wäre!" sagte Wilibald, durchaus nicht ironisch, und ein schwerer Seufzer entfloh seiner Brust. — Omnibus erwiederte lebhaft: „Das kannst Du seyn, im Augenblick. Du bist jung, Du bist ein hübscher Mann und von feinem Vermögen. Heirathe Du die Hildemund." — Wilibald schüttelte den Kopf, kurz und gut versetzend: „Das thu ich nicht." — „Warum nicht?" — Nach einigem Besinnen sprach Wilibald feierlich: „Meinen besten Freund um seines Lebens Glück, um seines Herzens Seligkeit bringen? nimmermehr!" — „Guter Willibald!" Erichs Ausdruck war dabei saurer als süß, spöttischer als ehrlich. „Du besserst Dich sehr," fügte er hinzu. „Wenn Ghiribizzi's Amarante, der Du folgtest auf Schritt und Tritt, Dir einigen Vorzug gegeben hätte, Du würdest Dir kein Gewissen daraus gemacht haben, sie mir vor dem Munde wegzuschnappen? O hättest Du's gethan!" — „Das Fatum war's, mein Freund, welches dazumal an Dir erfüllt werden wollte. Aber der zweite Grund, warum ich Hildemund nicht will, ist: ich mag ihren Vater nicht, den Geizhals, den Bären, das Nashorn. Ach, wie hat der Mann sich so eben gegen Dich benommen! Ich war empört, entrüstet, sprachlos vor Zorn." — „Das ist wahr, Wilibald: Du hast kein Wörtchen dazu gesagt. Dein zweiter Grund läßt sich schon besser hören. Der dritte aber? denn jeder Mann hat stets der Motive drei: der dritte also?" — „Hm; der dritte ist, offen ausgesprochen: ich mag die Hildemund selbst nicht." — „Nun, das ist wenigstens

redlich. Aber auch ich wollte lieber für Dich nach Jerusalem reisen, als für den Hofrath nach Lausanne." — „Lieber Omnibus, ich gehe nicht nach Jerusalem. Meine Reisen haben ein Ende." Wilibald hatte alle seine Reisen nur in der Einbildung gemacht. „Mein Bruder," fuhr er fort, „ist schwer krank, wird nicht mehr aufkommen. Ich bin genöthigt, seine Güter zu verwalten, und zu erben, wie ich hoffe. Ich bin ohne Gnade an die Hufe gefesselt, und werde mich verheirathen. Aber . . ." hier folgte ein tieferer Seufzer als zuvor: „Wen? das ist die schwere Frage. Ich habe zu lange gewartet und gewählt; ich kenne die hiesigen Frauenzimmer auswendig. Noch bis gestern habe ich mit der jungen Antonie Laßberg ein freundliches Verständniß unterhalten . . ." — „Aha, darum mußte ich mir das Fieber auf der Landstraße holen?" — Wilibald, ohne sich, zerstreut, wie er war, zu geniren, nickte mit dem Kopfe: „Sehr richtig; aber gestern hat sich zwischen uns Alles aufgelöst. Das Mädchen nicht pikant, die Familie zudringlich, der Vater ist ein alter Schwätzer ohne Ende . . ." — „Vorgestern klang es anders, Wilibald." — „Kurz — mache mich doch nicht irre — es ist aus, und doch brauche ich eine Frau, und von hier wird's keine, keine. Ich möchte etwas Fremdes, etwas Reiches, etwas Schönes, etwas Pikantes vor Allem. Etwas recht Fremdes, hörst Du? nicht aus dem nächsten Städtchen, nicht aus der nächsten Provinz, nicht aus dem Vaterlande. Eine Engländerin wäre mir die liebste. Die Engländerinnen reisen gerne; ich auch . . . sie lieben den feinsten Ton; ich auch . . . sie haben Geld . . ." — „Du auch," fiel Omnibus ein: „das würde vortrefflich passen. Ja, ich möchte Dich warhaftig verheirathet sehen. Der vertrakte Lion würde dann aus Deinem Hause müssen." — „Höre," begann Wilibald lebhaft: „Du reisest nach der Schweiz; jenes Land ist der Sammelplatz der guten Gesellschaft aus

allen Welttheilen. Kupple ein bischen für Deinen Freund, he?" — „Ich wollte Dir's vorschlagen, Wilibald." — „Etwas recht Liebes, Reiches, Schönes, Englisches, damit sich die hiesigen Damen von Steifleinwand in's Gallenfieber hineinärgern." — „Daß sie Ammonium schwitzen, wie Vater Kappa sagt? Aber — die Kuppelei verdiente auch einen Pelz?" — „Natürlich. Was sagst Du zum Vließ meines Lions?" — „Wie meinst Du das?" — „Lion hat Dich tödtlich beleidigt; Du mußt nach seinem Blute dürsten. Wenn Du mir verschaffst, was ich begehre, so ist der Hund Dein." — „Ein herrlicher Gedanke, Wilibald. Lions ausgestopfter Balg soll aller Welt predigen, daß ich mir nicht ungestraft das Jabot zerreißen lasse. Die Hand her; es sey!" — „Top," rief der Andere, und der Vertrag war geschlossen. Lion ahnte nicht, welche Gefahr ihm drohte.

Es schlug zehn Uhr. „Ich habe einen Gang zu thun; entschuldige, Wilibald," sprach Omnibus, des Rendezvous beim großen Sänger gedenkend. — „Wohlan," versetzte Wilibald: „ich sehe Dich ohne Zweifel vor Deiner Abreise?" — „Ohne Zweifel." — Sie gaben sich die Hände, um von einander zu scheiden; da stand auf einmal vor ihnen in schwarzer Majestät der Kapitän.

Die erlittene Unbill, die Höllennacht, die er ausgestanden, trieb dem blassen Omnibus alles Blut in's Gesicht, und versteinerte seine Zunge. Der Kanonentod war jedoch wie allezeit, und hob düstern Auges, mit trauriger Stimme an: „Ich komme, um mir von Ihm Explikation auszubitten, Omnibus." — „Eine Explikation wär' mir schon recht," antwortete Erich etwas trotzig: „doch bin ich irgendwo bestellt, und muß daher bitten . . ." — „Wird gleich gethan seyn. Weiß Er, daß Er ein seltsamer Patron ist, der Seine Freunde mißhandelt, verläumdet und beschimpft, in der eiteln

Meinung, daß sie unterlassen würden, Seine Bosheit vor das verdiente Gericht zu ziehen?" — Omnibus stutzte sehr. Er hatte gemeint, daß, wenn Einer von beiden eine solche Sprache führen dürfe, er selbst dieser Eine seyn müsse. — Der Kapitän fuhr fort: „Dem ist nicht also. Ich will an Ihm ein Exempel geben. Er hat gestern vor allerlei gemeinem Volke zu sagen sich unterstanden, mein Kerl — der Fourierschütz — sey viel würdiger, Hauptmann zu seyn, als ich, Sein Freund, ich, ein dekorirter Offizier, ich mit vierzehn Campagnen!! Weiß Er, was das heißen will? Weiß Er, was auf solche Injurie gebührt? Der Degen, — mein Degen durch Seinen Leib. Erkläre Er sich. Widerrufe Er, oder bestätige Er, was Sein ungewaschener Mund gegen mich plasphemirt hat. Ich habe noch keinen Dritten mit der Sache bekannt gemacht, um sie zu vertuschen, wo möglich. Sobald Er jedoch nicht widerruft, wird gleich ein Anderer da seyn, der den Ort, die Stunde und das Instrument Seines Todes zu bestimmen hat." —

Es war in der That keine Kleinigkeit, den Kapitän von den letzten Dingen des Menschen reden zu hören. Jedes seiner Worte war ein Genickfang. Die Pausen, die er machte, waren entsetzlich, wie die Stille, die dem Todesstreich des Henkers, vorangeht. Seine Augen flackerten, wie der Doppeldocht auf einer gelben Trauerkerze. — Omnibus fühlte sein Blut gerinnen; aber die göttliche Freundschaft hielt ihn aufrecht, daß er sagen konnte: „Undank ist der Lohn der Tugend. Mein Gewissen spricht mich frei. Ich habe den Cultus der Freundschaft nicht entweiht. Zwar hab' ich vielleicht gesprochen, was Ihnen mißfällt, Herr Kapitän. Gott sieht jedoch mein Herz. Wenn Sie mich mit Stahl oder Feuer ausrotten wollen, meinetwegen. Zerfleischen Sie diese Brust, deren Fleisch und Blut sogar der Wilde

aus Nordamerika noch gestern respektirt hat. Muthen Sie mir jedoch nicht zu, gegen Sie das Duellmandat zu verletzen. Erlauben Sie mir sogleich, vor meinem Ende, — nicht mein Testament, denn das ist schon lange fertig, und Sie haben's unter Ihrem gewaltthätigen Verschluß — wohl aber einen gerechtern Freund, als Sie sind, glücklich zu machen. — Das sey mein Letztes auf der Erde."

Wenn dem Kapitän jemals gegeben gewesen wäre, zu lachen, — in diesem Augenblick hätte er gelacht, der resignirten Haltung des Freundes gegenüber. Er begnügte sich aber zu sagen: „So viel ich begreife, redet Er da einen Plunder heraus, den ich nicht so ganz verstehe." — Wilibald lachte dagegen an des Kapitäns Stelle, und erbot sich zur Vermittlung. Ihm die wichtige Sache überlassend, lief Omnibus, endlich frei gegeben, in's Kaffeehaus zur Traube. — Ghiribizzi und der fremde Herr waren da gewesen, hatten lange gewartet, viel auf die Uhr gesehen, und sich dann mit einander entfernt. Omnibus stracklichst ihnen nach. Vor der Thüre des Drachen sah er, wie eine Schildwache, den Herkules aufgepflanzt. Der kam ihm hastig entgegen. „Er ist schon lange oben," sagte er geheimnißvoll zu Omnibus: „Die Zeit drängte. Der Cavaliere, der leider enrhümirt auf dem Sopha liegt mit verbundenem Halse und Gesichte, wollte die Sache schnell abgethan wissen." — „Gut, gut. Aber, warum ich Sie gebeten . . . haben Sie daran gedacht?" — „Vollkommen. Der Künstler kam mir mit aller Bereitwilligkeit entgegen. Er wird, was in seinen Kräften steht, für Ghiribizzi thun, und demselben einschärfen, es geschehe nur auf ihre ausdrückliche Verwendung." — Bravo. — Ach, **bon jour**, Herr Mandelkern!" Sobald der Wirth unterm Thore erschien, führte Herkules den neuen Freund lebhaft auf die andere Seite, und flüsterte ihm zu: „Bitte, bitte, nicht von der Visite, oder vielmehr von deren

Zweck zu reden; der Ritter erweist seine Gefälligkeiten nie lieber, als in der Stille. Das ist großer Männer Weise." — „Schon gut; ich kann schweigen, wie ein Anderer." — Herr Mandelkern trat aus dem Hause, um einer heranfahrenden Kutsche entgegen zu schauen. Herkules führte Omnibus wieder abseits. „Werden Sie," sagte er höchst liebenswürdig, „insofern Ghiribizzi's Anliegen gut erledigt würde, die kleine Gefälligkeit, die Sie mir zugesagt, nicht vergessen?" — „Beileibe, beileibe. Auch wenn Ghiribizzi nicht reüssirte . . . aber, kommt er nicht dort heraus?" —

Es zeigten sich mehrere Herren in Gala unter'm Portal. „Nicht doch, er ist nicht unter jenen," antwortete Herkules auf des ehrlichen Omnibus Frage, und führte ihn wieder zur andern Seite, indem er lächelnd beifügte: „Meinen Sie nicht, daß wenigstens der Ritter ein kleines Geschenk verdiene, wenn er Ihres Freundes Angelegenheiten poussirt hätte?" — „Wenn Sie glauben?" . . . — „Ja, ja, ich glaube. Ich habe bei Ihnen eine niedliche Toilette gesehen. . . . Was halten Sie von dem Vorschlag, sie dem Künstler zu verehren? jedoch immer vorausgesetzt, daß" . . . —

Omnibus überhörte den Vorschlag, denn sein Auge hing an einem großen dicken Herrn, der aus dem Gasthause trat, und mit tiefen Verbeugungen von den Herren in Gala empfangen wurde, worauf er sich mit denselben fortbewegte. — „Ei, das muß ein vornehmer Gast seyn," sagte Omnibus, neugierig hinsehend. Vergebens versuchte Herkules, die kleine Zick=Zack=Promenade mit ihm fortzusetzen. Der Drachenwirth kam in Omnibus Nähe, und rief ihm zu: „Haben Sie ihn jetzt gesehen?" — „Wen?" — „Nun, den großen Giangurgulo? Er geht so eben, den neuen Concertsaal in Augenschein zu nehmen." — „Herr Mandelkern!" schrie ein Dutzend Kellner, die den angekommenen Reise=

wagen umgaben, und der Wirth eilte hin, verschwand auch bald mit seinen neuen Gästen im Hause. — Omnibus fragte den Herkules etwas unwillig: „Ei, warum sagten Sie mir nicht?“ ... — „Ich selbst habe den Ritter nicht erkannt,“ erwiederte Ladron: „mein Gesicht ist so kurz, und ich dachte nicht an die Lorgnette.“ — „Ich meinte, der Ritter läge, am Schnupfen krank, auf dem Sopha?“ — „Wird sich erholt haben, oder wenigstens dieses vorgeben, um der Einladung Folge zu leisten.“ — „Was in aller Welt macht aber Ghiribizzi noch im Hause, wenn doch der Ritter ausgegangen?“ — „Ich eile, ihn aufzusuchen, der sich gewiß in den Winkeln des Gasthofs verirrt hat,“ rief Herkules dienstfertig, und sprang, was er konnte, dem Hause zu. „Eine sonderbare Audienz!“ murmelte Omnibus in den Bart. Die Sache kam ihm sehr besonders vor, aber alle seine Bedenklichkeiten verscheuchte Ghiribizzi's Erscheinen. Aus dem Gasthofe stürzend, einen großen Brief in der Hand schwingend, sich an den Hals des Freundes werfend, stammelte er gerührt: „Gott vergelt' es Euch tausendmal, was Ihr an mir gethan, mein guter Bursche, mein theuerster Freund! Ich bin glücklich, traktirt mich geschwinde mit einem Kelchglas Vino santo!“

„Ja, ja: bin auch der Meinung,“ sprach Herkules, der sich theilnehmend zu den Freunden gesellte: „nebenan ist ein Italiener-Gewölbe. Beim Wein, bei Austern oder feinem Salat spricht man sich besser aus, als auf der Straße.“

Der Rath wurde befolgt. Ghiribizzi erzählte mit Enthusiasmus, wie herrlich ihn sein Landsmann empfangen, wie sehr er die Verwendung des braven Omnibus gerühmt habe. Obschon am Katarrh leidend, habe der Künstler alles aufmerksam angehört, und endlich eine der vielen Anstellungen, die er in der Tasche mit sich führt, großmüthig an den verdienten Maestro Ghi-

ribizzi ausgeliefert. „Ich bin," prahlte am Ende seiner Erzählung der Gesanglehrer, „ich bin Kapellmeister des Prinzen Pompejani geworden. Dieser Brief an den Prinzen enthält mein Dekret schon im voraus; ich muß es dem Fürsten selbst überbringen, der fünf Meilen von hier in der Universitätsstadt verweilt. Ich darf keinen Augenblick zögern, damit ich den Herrn noch antreffe, und mündlich alle Bedingnisse in's Reine bringen mag." — „Freilich, zögern Sie nicht," bat der freudig bewegte Omnibus; „um zwölf Uhr geht der Eilwagen ab; es wird gleich halb zwölf schlagen."

„Ghiribizzi reist ab; Sie werden reisen: . . . dürft' ich bitten?" . . . fragte Herkules bescheiden. Omnibus entschuldigte sich mit einer Umarmung, daß er so lange gesäumt, seine Gegengefälligkeit zu entrichten, und schrieb auf dem Tische des Italieners die Anweisung, deren Betrag Herkules bei Erichs Banquier zu erheben hatte. Dankbarst empfahl sich der junge Petersburger. Mit ausschweifenden Lobeserhebungen nahm Ghiribizzi von ihm Abschied. Dann rief er aus: „Nur gleich zur Post! Ich trage, wie ein Philisoph, Alles bei mir; heute sogar etwas Geld, das ich Euch verdanke. Aber gesteht, daß über meine Landsleute nichts geht, so rund, so gütig, so eifrig sind sie, wenn sie einem Freunde dienen können. Man hat dies und das vom Cavaliere gesagt; aber seine Handlungen sind dem Gerücht so unähnlich, als sein Gesicht der schlechten Lithographie, die man für sein Portrait ausgibt. Und wie zart, wie delikat er mich beurlaubte! Glauben Sie, sagte er, daß ich von Ihren Vorzügen die beste Meinung hege, aber daß ich hauptsächlich der Verwendung Ihres Freundes das Glück, Ihnen gefällig zu seyn, verdanke. He? ist das nicht Maestoso? Halt! ich muß meine **Sinfonia eroica** haben. Wir sind gerade bei meiner Wohnung. Erlaubt, daß ich hinaufgehe. Bestellt nur indessen den Platz auf dem Heilwa-

gen." — Ghiribizzi sprach zuweilen das deutsche „E" und „Ei" etwas stark aspirirt aus. —

Omnibus that, wie ihm geheißen worden. Ghiribizzi war flugs wieder bei der Hand mit dem bewußten Regenschirm, mit der majestätischen Musikalienrolle. Er übergab dem Freunde eine lange Liste seiner Schüler, und sagte mit naiver Zuversicht: „Ihr werdet einem wie dem andern wissen lassen, daß ich nur auf kurze Zeit verreise." — „Schon gut," versetzte Omnibus, wiewohl von der aufgegebenen Lauferarbeit überrascht: „doch bemerke ich Ihnen, daß im Reich der Möglichkeit so manches liegt. Ich befinde mich in einem provisorischen Zustand. Ich bin vielleicht morgen todtgeschossen, und alsdann . . ." „**Per Dio**, was sagt Ihr da?" fragte Ghiribizzi, nichts destoweniger kaltblütig in den Wagen kletternd. — „Geben Sie mir die Hand noch einmal," sprach wieder Omnibus, von wehmüthigen Gedanken beschlichen: „wenn Sie können, so erinnern Sie sich meiner als Ihres besten Freundes, der im Begriff ist, erstochen zu werden, oder . . ." — Der Postillon blies zum erstenmal — „**à propos**," rief Ghiribizzi, ohne auf die Trauerrede einzugehen: „da hab' ich einen Burschen zu Hause gefunden, der mir sagte, draußen in der „schwarzen Henne" sey ein Herr angekommen, der mich dringend und alsogleich zu sprechen wünsche. Geht doch statt meiner hin, und hört, was er will." — Der Postillon blies zum zweitenmale. — „In die verrufene „schwarze Henne?" Lieber Freund, was soll ich dort?" fragte Omnibus. — „Thut mir's zu liebe; man kann nicht wissen . . . Ihr versteht mich. Geht **presto**; Ihr habt nichts zu versäumen, aber ich?" . . .

Der Postillon klatschte mit der Peitsche, und der Wagen flog donnernd von dannen. — „Der ist fort," sagte Omnibus melancholisch: „wie werde ich jedoch mit meinen tausend Geschäften in's Klare kommen? Ich fürchte,

nicht Zeit zu finden, weder zum Abreisen, noch zum Sterben, womit mir der Kanonentod gedroht hat." — Den Posthof verlassend, stand er unvermuthet vor dem Kapitän und dem Freund Wilibald. Der ärgerliche Kanonentod war kalt und ruhig, wie gewöhnlich. Aus Wilibalds Augen leuchtete aber ein so gesundes Behagen, daß Omnibus nicht lange in ihnen zu forschen brauchte, um einer günstigen Wendung seines Streits versichert zu seyn. — „Aller Hader soll beim Mittagessen ausgeglichen werden," sagte Wilibald, und die drei Herren nahmen demzufolge ihre Plätze bei der „Königin von England" ein. — Der von Wilibald beliebte Vertrag wurde erörtert. „Er widerruft?" fragte der Kapitän mit Würde. — „Ich widerrufe," antwortete Omnibus, dem Wilibald soufflirte. — „Er legt das Nöthige auf den Preis des Quartiers, das mir soeben Herr Wilibald in Seinem Namen gemiethet hat, da ich nicht gesonnen bin, mehr als bisher für meine Wohnung auszugeben?" — „Ich thue das." — „Er erkennt mich als den besten Seiner Freunde an?" — „Ohne Zweifel." — „Geb' Er mir die Hand. Er soll von Stund an wieder in sein Logis eingesetzt werden." — Eine lange Umarmung des Kleeblatts besiegelte die Ratification des Vertrags. „Er wird für einige Flaschen Champagner sorgen, um jeden Groll zu ersäufen!" hieß der Zusatz-Artikel des Kapitäns, und auch diesen genehmigte der glückliche zum Leben erstandene Omnibus.

Das Gespräch wurde lustig; sogar der „Tod in Uniform" zeigte etwas, das der Heiterkeit ähnlich war. Er schwärmte von der seligen Adelgard, und versprach, wenn Omnibus es verlange, die Hildemund zu heirathen; er war der beste Mensch von der Welt. — „Höre," sagte Omnibus zu Wilibald: „ich komme schon vor morgen früh nicht weg; geh' jedoch zum Hofrath und berichte ihm, ich sey schon abgereist, und ließe ihn grüßen. Der

gute heftige Mann soll mir die so erwünschte Nachtruhe nicht rauben. Schlafen will ich, schlafen, ehe ich . . . aber beim Donner, da besinne ich mich, daß ich noch einen wichtigen Gang zu machen habe. Ich kann den Valentin zu Ghiribizzi's Schülern senden, aber ich muß selber gehen . . . ." — „Wohin?" — „Wohin ich beordert bin. Lebt denn wohl, ihr Freunde, und auf vergnügtes Wiedersehen!" — Nachdem der letzte Toast verklungen, und wieder der Abend herangedämmert war, trennten sich die Freunde.

Valentin, der den verzögerten Paß seinem Herrn gebracht, lief mit Ghiribizzi's Liste von Haus zu Haus. Omnibus dagegen warf sich in einen Fiaker, drückte sich scheu in die Ecke, um nicht etwa irgend vom Hofrath, der den Abendspaziergang liebte, gesehen zu werden, und fuhr der Herberge zur „schwarzen Henne" entgegen.

Diese Herberge lag eine kleine halbe Stunde vor der Stadt, in einer höchst einsamen Gegend, und weder die schöne Welt, noch die Bürgerklasse verirrte sich je in die wenig reputirliche Schenke. Der Kutscher, der den guten Omnibus fuhr, schmunzelte. Er meinte, zu einem verliebten Stelldichein zu kutschiren. Omnibus selbst wußte nicht von ferne, wer und was ihm in der schwarzen Henne begegnen würde; aber der Champagner hatte ihn mit etwas Muth versehen, seine Sentimentalität nebenbei gesteigert, und gelassen erwartete er die Entwicklung des kleinen Abenteuers. — An Ort und Stelle angelangt, fragte er den Wirth nach dem Herrn, der den Gesanglehrer beschieden. — Der Wirth, ein Eingeweihter, wie es schien, antwortete mißtrauisch: „Der Herr wäre schon da, aber Sie sind nicht der alte Ghiribizzi, den ich wohl kenne, weil er dann und wann manches Glas Rosoglio bei mir getrunken!" — „Richtig, mein Lieber; ich bin sein Bevollmächtigter, Erich Allen . . ." — „Ach, Herr Omnibus, gehorsam-

ster Knecht. Ich will aber den Bevollmächtigten erst melden."

„Alle Wetter, das fängt vornehm an, und wird immer geheimnißvoller, je länger der Wirth außen bleibt," dachte Omnibus, nachdem der Wirth schon über zehn Minuten weg gewesen war. So eben kam dieser jedoch wieder herein, und sagte unterthänig: „Spazieren Sie hinauf. In Anbetracht Ihres guten Herzens hat man auf alle Bedenklichkeiten verzichtet."

„Immer besser, immer besser!" murmelte Omnibus, die dunkle Treppe hinansteigend. In einer großen Stube, bei einer düstern Kerze, wartete er hustend und scharrend eine Weile. Endlich ging die Nebenthüre auf, und herein trat im künstlerischen Reiserock Niemand anderer, als der Maler Alfonso Ghiribizzi.

„Mein Gott, lieber Schwager, willkommen!" rief Omnibus, sich an des Malers Hals werfend. Alfons erwiederte die Zärtlichkeit mit einiger Verwirrung, und sagte auf die Frage, warum er sich in die verrufene schwarze Henne verkrochen, statt frei und frank in die Stadt einzuziehen: „Ich bin in einer eigenen Lage, lieber Freund. Ich dachte meinen Vater zu finden, dem ich manches zu vertrauen habe. Ich wartete zuerst lange vergebens, bin alsdann selbst im Flug und halb vermummt zur Stadt gegangen, und habe zu meinem Schrecken erfahren, daß mein Vater abwesend ist. Sie können sich die Trostlosigkeit, die sich meiner bemächtigt hat, nicht vorstellen. Nun ist sie zu Ende. Es ist eine Fügung des Himmels, daß Sie, wackerer edler Mann, hier erschienen, um mich aus der höchsten Noth zu reißen."

„Sollte auch dieser Kunstjünger von Banditen geplündert worden seyn? Sollte auch er das Geld des Correspondenten seines Vaters verspielt haben?" fragte sich Omnibus im Geiste, setzte aber gleich hinzu: „Das Letztere ist nicht möglich. Der Alte hat nirgends

Credit. Indessen werde ich doch zum Cassaschlüssel greifen müssen." — Da nun Gedanken und Worte, so verschieden sie von einander seyn mögen, zur gleichen Zeit gedacht und gesprochen werden können, so sagte unterdessen Omnibus auf gut Deutsch zum Schwager: „Ihr Vater hat mich hieher geschickt. Reden Sie frei von der Brust: ich werde als ein Vater für Sie handeln." — „Sie geben mir das Leben wieder und ich bin Ihnen dafür dankbarer, als meinem leiblichen Vater," sprach Alfons, die Hand sehr pittoresk zum Himmel empor hebend: „Setzen Sie sich." — Omnibus that dieses und schneuzte sich; Alfons that an sich und dem Licht deßgleichen; im Nebenzimmer hustete Jemand sehr leise, sehr anständig, und als ob sich das Geräusch in den feinsten Battist verlöre. — Die Stille dauerte alsdann eine Minute. Plötzlich fuhr Alfonso auf, legte die Hand auf Omnibus' Achsel, und fragte mit Flammen im Auge, und mit flatternden Locken: „Kennen Sie die Liebe? Wissen Sie etwas von der Riesenmacht der Liebe?" — „Ach, warum nicht?" seufzte Omnibus: „war ich nicht der Gatte Ihrer seligen Schwester?" — „Nun, sehen Sie, die Liebe hat mich beseligt, hat mich zur Verzweiflung gebracht . . . jagt mich jetzt wie einen schweren Verbrecher an der Vaterstadt vorbei." — „Haben Sie denn noch nicht die thörichte Leidenschaft für die kleine Hildemund bezwingen können?" fragte Omnibus gutmüthig: „Sehen Sie, gut wär's, trefflich über Alles wär's, wenn Sie diesen Jugendtraum aufgäben. Der Hofrath wüthet, er hat das Aergste im Sinne. Ich darf es Ihnen nicht verhehlen." — Omnibus sagte ganz offen den Plan seiner Reise, die Projekte des Hofraths. — Aber großartig lächelte der Maler, umarmte den Freund und erwiederte ruhig: „Die Reise ist nicht mehr nöthig, Gott sey dank. Bemühen Sie sich nicht. Mit jener Geschichte ist schon Alles vorbei." — „Vorbei? Auch ich

sage dem Himmel dank, obschon ich nicht im Ernst Ihr Nebenbuhler bin, lieber Alfons." — „Gut, seyn Sie es niemals. Ja, der Ernst des Lebens ist auch über mich gekommen, edler Omnibus! Erlauben Sie, daß ich Sie nenne, wie der Volksmund Sie getauft, in Beziehung auf Ihre gemeinnützigen Tugenden?" — „Nur zu, lieber Alfonso." — „Gut denn, ich habe den Scherz meiner Jugend aufgegeben. Einem Hofmaler . . . ich bin jetzt Hofmaler . . . ziemt Solidität." — „Gewiß, gratulire. Wie kam das geschwinde?" — „Ich sag's Ihnen in zwei Worten. Der Herzog August — er soll leben, der Fürst meiner Hoffnung — da ich ihn zu Genf portraitirte, ließ sich in der ersten Sitzung von seinem Reise-Marschall Gedichte vorlesen. Die Devotion, womit der steife Edelmann dieses verrichtete, die Selbstgefälligkeit, womit der Herzog zuhörte, die Krone, die den Umschlag der Sammlung zierte — all dieses vereint, brachte mich natürlich auf die Muthmaßung, es seyen die Gedichte des Herzogs höchsteigenes Werk. Auf diese Voraussetzung, die mich nicht betrog, baute ich meines Glücks Fundament. Ich horchte, horchte zu, und ließ die Leinwand so gut wie leer. Natürlich, daß nach der Séance der Herzog, wie alle Portraitpatienten, sehen wollte, was geschafft worden; natürlicher noch, daß er nichts gemacht fand, und sich darüber befremdet äußerte: am natürlichsten nun, daß ich den Betretenen spielte, und endlich gestand, die Lektüre habe mich dergestalt bezaubert, daß... und so weiter. Es versteht sich, daß ich die gratiöseste Verzeihung erhielt, und Tags darauf das Decret als zweiter Hofmaler. Das ist die ganze Geschichte." — „Ei, ei, Schwager, Sie sind ein Schalk, Sie werden's weit bringen." — „Das werd' ich; aber vor der Hand stecke ich hier im Schlamm der Noth. Ich soll und muß schnell weiter, auf des Herzogs Güter eilend. Der Herzog selbst folgt mir auf dem Fuße, und ich muß vor

ihm auf seinem Schlosse anlangen, um mittelst schneller Aufstellung der Gemälde seiner Gellerie meine trägen Collegen wo möglich auszustechen. Nun fehlt mir's an Gelde. Der Beutel des Künstlers schien demselben unerschöpflich, aber er war nicht auf die Ausgaben einer langwierigen Extrapostreise vorgesehen. Nun drängt die Zeit, schon seit einigen Stunden bin ich hier festgebannt, mein Vater ist fern, der vielleicht Rath geschafft hätte... Wollen Sie mir den Vorschuß leisten?" — „In so fern Sie einer schönen Zukunft entgegen gehen, und jene tolle Leidenschaft hinter Ihnen gelassen haben, herzlich gern." — „Gewiß. Das Fräulein von Kappa existirt für mich nicht mehr." — „Desto besser, so lassen wir sie, wo sie ist, und ich brauche nicht zu reisen. Immer verstehe ich aber nicht, warum Sie nicht zur Stadt kamen mit offenem Visier?" — „Mein Gott, sagte ich Ihnen nicht, daß die Liebe ...?" — „Ach ja, die Liebe. Geschwinde also." — „Sie werden mich vielleicht verdammen, allein auch Sie haben geliebt, sind ein Jüngling gewesen! Darum fasse ich wieder Muth, Ihnen zu sagen, daß ich eine reiche Erbin aus der Schweiz entführt habe, nachdem ich sie heimlich geehlicht. Meine Frau ist hier; ihre Verwandten sind auf unserer Spur; vor allem fürchte ich die hiesige Polizei. Hier ist meine Gattin, eine geborne von Cagrec." — Der Maler führte aus dem Nebenzimmer die an allen Gliedern zitternde, aber höchst interessante Sylphide, die den erschreckten Omnibus französisch anredete, aber mit einer Stimme, die seine Rührung aufweckte, schnell wie der Hahnenruf den schlummernden Leuen. „Alle Wetter," sagte er bei sich, „das Fräulein, — nein, die Frau — ist tausendmal schöner als ihr barbarischer Name. Cagrec, Cagrec, wie grob, wie abscheulich, und sie so zart, so himmlisch!" — Den Maler umarmte er, der jungen Frau küßte er die Hände, und rief: „Ei, ei, Sie haben schlimme Streiche gemacht,

und ich weiß nicht recht, wie Sie das ausgleichen werden . . .?" — „Die Liebe, die Beharrlichkeit, das Fürwort des Herzogs, der versprochen hat, in Person unsere Amnestie zu sollicitiren . . ." —

„Ach, der Herzog? Respekt. Nun, ich will seyn, wie der Herzog, und Ihnen gerne forthelfen. Gescheit war's, recht gescheit, lieber Alfons, daß Sie jene Gelbschnabelei mit des Hofraths Tochter aufgegeben haben. Um desto lieber biete ich Ihnen meine Hülfe, da ich gewiß bin, keinen meiner Freunde zu verletzen." — „Hab' ich nicht gesagt, liebste Elmonde, daß wir den einfachsten, aber edelsten Menschen bei uns sehen würden?" fragte der Maler seine Frau, die ihr Gesicht an seinem Halse verbarg. — Omnibus fuhr geschwätzig fort: „Schade, daß ich nicht länger um sie verweilen darf. Aber gerathen ist, schnell fortzukommen. Unsere Polizei ist wirklich haarscharf, und mir thäte es um die zarte Frau leid. Fahren Sie geschwinde mit, Alfonso. Ich gebe Ihnen das Nöthige, und sage Ihnen, was mit dem Vater vorgefallen. Sie gehen dann mit der Postchaise hierher zurück, und holen das liebliche Weibchen in Gottesnamen ab. Werden Sie sich nicht fürchten, so lange allein zu bleiben, meine herzige Dame?" — „Der Wirth ist mir vertraut. Von dieser Seite ist nichts zu fürchten," versetzte Alfons, „um's Geld thut's Noth, das ist alles." — „Sie sollen's haben, ich leihe es auf gute Zinsen aus: auf Ihr eheliches Glück und Ihre beiderseitige Freundschaft." — „Von Herzen!" rief die Frau mit großer Bewegung, die Hand des rettenden Omnibus drückend, und damit seine Eroberung vollendend. —

„Mir fällt ein," sagte der letztere, „daß ich dem Hofrath diese Begebenheit nicht werde verschweigen können. Die Reise nach Lausanne wäre unter solchen Umständen eine leere Geldversplitterung, ein Possenspiel. Doch muß ich dem Hofrath sagen, warum ich nicht reise. Woll-

ten Sie erlauben, Alfons, daß — natürlich, wenn Sie schon fort sind, . . . etwa morgen früh um neun Uhr — daß ich dem Schwiegervater die Mittheilung machen dürfte?" — „Ich bitte Sie sogar darum. Ich hatte im Sinn, es selbst zu thun. Da ist ein Brief, der ihn über Vergangenheit und Zukunft beruhigen soll. Gebe Gott, daß er mir den feindseligen Mann zum Freunde mache! Wollen Sie ihn bestellen?" — „Gewiß; ohne Widerrede. Das Document ist mir lieb. Er soll es morgen früh haben, der Hofrath. Glauben Sie mir, er wird Ihr Freund, sobald er Ihre Vermählung mit dem Fräulein von Cagrec erfährt. Haben Sie ihm doch freundlich und submiß geschrieben? Er hält darauf." — „Ich schrieb ihm, wie einem Vater der Sohn." — „Brav also. Kommen Sie jetzt. Ich bin ganz bubenjung vor Freude. Der Champagner, die Rührung, die Begnadigung von der Reise . . . Alfons, Sie wären das herrlichste Geschöpf auf Erden wenn Ihre Frau nicht existirte."

Sich beurlaubend von der ängstlichen Schönen, fuhr er mit Alfons heim, und drängte und trieb, als ob er selber der Entführer wäre. Unter seinen Auspicien, mit seinem Gelde, wurde Alles schnell in Richtigkeit gebracht. Als Omnibus den Maler in den Wagen hob, sagte er noch: „Schreiben Sie bald. Ihren Brief will ich aber pünktlicher bestellen, als der Herr Ladron mit Ihrem Schreiben an meinen guten Ghiribizzi gethan hat." —

„Der Ladron? Ja wohl Ladrone?" rief Alfons aus dem Wagen. „Ich werde Ihnen einmal saubere Geschichten von dem Ladron erzählen . . ." Das Uebrige verschlang das Gerassel der dahin rollenden Kutsche. —

Omnibus begab sich seelenvergnügt nach Hause, in seine neueroberte Wohnung, befahl dem Valentin, Jedermann abzuweisen, der etwa kommen möchte, den Müden zu stören, und entschlief endlich, wie Selige zu

schlummern pflegen. Sein Herz war leicht, die Reise vertagt, alle seine Freunde waren glücklich. Was fehlte ihm daher zum Glück? Die bedenklichen Worte, die Alfons, vom Petersburger redend, ausgestoßen, beunruhigten den guten Omnibus ganz und gar nicht. Von den höhern Interessen seiner Freunde schrumpfte sein eigenes zu einer Nulle ein. War nicht, zum Ueberfluß, der kostbare Verschlag, von Kunstwerken voll, als Pfand in des Darleihers Hand? — Es hatte sich wahrhaftig in Omnibus Abwesenheit keine frevelnde Hand daran vergriffen. — Alles stand daher gut, Omnibus war gut gebettet, schlief gut und lang. Wohl ausgeruht, sorglich angekleidet, das Lächeln, das eine erwünschte Botschaft begleitet, auf dem Gesichte, präsentirte sich Omnibus am Morgen beim Hofrath.

Diesmal hatte der Gewaltige die Fliegenklatsche in der Hand, und hätte dieselbe fast zu Boden sinken lassen, als sein Schwiegersohn in's Zimmer trat. „Mein Gott, Herr meines Lebens! Sind Sie noch nicht fort?" war die Anrede aus des Hofraths Munde. — „Nein, ich werde auch nicht reisen," erwiederte schalkhaft und fest zugleich der gute Omnibus. — Der Hofrath maß ihn vom Scheitel bis zur Sohle, und wedelte, unfähig zum Sprechen, mit der Fliegenklatsche. Eine Sprache, wie obige, war er von seinem Freunde nicht gewohnt. Verwunderung und Zorn stritten in seinem Busen um den Preis. — Seine Tortur mitleidig abzukürzen, erzählte Omnibus, was ihm gestern begegnet. Mit jedem Worte des Freundes stieg die Aufregung, die sprachlose des Hofraths, und krampfhaft streckte er bald die Hand nach dem Briefe aus, den Omnibus vorwies, bald zog er sie wieder wie verbrannt zurück. „Der Teufel ist in dem Brief," stammelte er endlich, „ich ahne den ungeheuersten Verrath!" — Dann setzte er sich, schwankend und stolz, wie der Römer Brutus, da es galt, seine Söhne zu

verdammen, in seinen Stuhl und befahl: „Lesen Sie mir diesen Satansbrief vor. Wir haben keine Geheimnisse vor einander. Wir sind Freunde. Lesen Sie; ich bin gefaßt."

Guten Muths entfaltete Omnibus das Schreiben, und las herzhaft, wenn gleich in der Folge seine Stimme einigermaßen wankte: „Theuerster Vater! Die Liebe hat „gesiegt; Ihre Tochter ist meine Gattin geworden. Lassen „Sie nun die Zärtlichkeit im Vaterherzen siegen. Ihre „Kinder bitten inbrünstig zu Ihren Füßen. Die Vernunft, „die Zeit und das Fürwort meines Fürsten werden mein „Flehen unterstützen. Ich unterschreibe mit meiner Gattin „diese paar Zeilen als Ihr allergetreuester Sohn, Alfonso „Ghiribizzi."

„O Milliarden = Schock = Billionen = Zentner Pech und Schwefel!" wetterte der Hofrath, und schlug mit einem gewaltigen Streich der Fliegenklatsche den Brief aus Omnibus erstarrenden Händen zu Boden. „Da haben wir's; das ist mein Ende! Omnibus, ja wohl Omnibus! Sie heißen mit Fug und Recht also. Sie Verräther für Alle, Sie Bösewicht, Sie Verschworener, Sie, Sie ... Sie ...!" — Der Hofrath warf sich, als ob er ersticken müsse, in den Stuhl zurück, zappelte mit den Füßen, raufte sich die Reste seiner Mähne, machte die Augen bald auf, bald zu. — Omnibus stand zwar auf seinen Beinen; aber die Ordnung seiner Ideen war dergestalt gestört, daß er sich gerade nur mit den orthographischen Fehlern beschäftigte, von denen der Brief wimmelte. Er ärgerte sich in seinem momentanen Stumpfsinn weniger über die grausame Mystifikation, deren Opfer er geworden, als ihn das „Vierwort" des Fürsten und das „flöhen" des Malers skandalisirte. —

Die aufbrausende Posaunenstimme des Hofraths brachte den armen Freund wieder zur Besinnung. „Wenn Sie kein Verräther sind, warum stehen Sie hier? Ist die Reise je dringender gewesen, als jetzt? Sie sind noch

nicht zu Pferde, dem Räuber nachzujagen? Eilen Sie, oder zittern Sie vor meiner Vergeltung. Bringen Sie die pflichtvergessene Tochter zurück! Ihnen vertraue ich das Schwert der väterlichen Gerechtigkeit!" — Der Hofrath drückte dem Doppel-Ex-Schwiegersohn die Fliegenklatsche in die Hand; — „aber hurtig! zu Pferde, zu Pferde!" —

Omnibus, der da ahnte, der Hofrath werde ihm an die Halsbinde springen, wenn er länger verweilte, Omnibus, der auch in seiner Bestürzung meinte, daß etwas gethan werden müsse, lief mit brennendem Kopfe davon. „Fort will ich," sagte er mit Ingrimm: „den Menschen, der mich so schändlich hinterging, will ich bestrafen, exemplarisch züchtigen; aber ich begreife nicht, warum ich deßhalb zu Pferde steigen soll. Ein sonderbarer Mann, der Hofrath. Zu Pferde, zu Pferde! Sagt das nicht der närrische König Lear? Thorheit! In der Kutsche kommt man eben so schnell vorwärts."

Ehe eine halbe Stunde vergangen war, rollte die Postchaise vor Omnibus Wohnung. Ihr folgte athemlos der Wirth des Hotels zum Drachen. Er trug eine lange Rechnung bei sich. — „Belieben Sie, Herr Allen, diese Kleinigkeit zu bezahlen, oder für dieselbe gut zu stehen, damit ich Sie nicht aufhalte." — „Was soll mir die Rechnung, Herr Mandelkern?" — „Haben Sie nicht mündlich gebürgt für den Herrn Ladron und seinen Compagnon?" — „Was, Compagnon? ich weiß von nichts." — „Ich weiß aber, daß sich beide heute Nacht aus dem Staube gemacht haben." — „Halunken; halten Sie mich aber nicht auf." — „Werden Sie bezahlen, oder soll ich klagen?" — „Was Sie wollen; ich thue das Eine, und will Ihnen das Andere nicht verbieten; aber lassen Sie mich fort, wenn Sie je mein Freund gewesen sind!" — Mandelkern wußte zwar nicht, was dieses Alles zu bedeuten hatte; aber mit offenem Munde sah er zu, wie

Omnibus einstieg, und mit der Fliegenklatsche den Postillon ermunterte, den Pferden mit der Peitsche zuzusetzen. — „Wohin?" fragte der Postknecht. — „Auf des Herzogs August Sommerschloß." — „Wo ist das?" — „Weiß ich's?" — „Ich auch nicht." — „Gleichviel. Fahr' zu, Postillon ohne Geographie! Alle Wege, die mich vom Hofrath entfernen, sind mir angenehm."

Sie fuhren also, und auf der zweiten Station begegnete ihnen der Eilwagen, der eben umgespannt hatte und der Residenz entgegen kutschirte. Im Coupé saß ein brillantes Frauenzimmer, neben demselben der Gesanglehrer Ghiribizzi. — Omnibus grüßte ihn mit einer Handbewegung; aber der Maestro verzog das Antlitz wie ein Rasender, und drohte mit der Faust gegen den Freund, und ein unheilvolles „**Aspetti**! Esel! **Briccone**!" schlug an das Ohr des guten Omnibus. — Doch verschwand natürlich alsobald im Staub der an einander vorüberschießenden Fuhrwerke die drohende Gestalt des Italieners.

„Was hat denn nur der Narr?" fragte sich Omnibus: „ist er auch verrückt geworden, wie Kappa, der Hofrath? Ist denn mein Fluch, alle Freunde zu beleidigen, indem ich ihnen wohlzuthun gedenke?" — Diese Betrachtung führte zu weitläufigern, zu den ernsthaftesten. Daher fragte sich Omnibus auf der dritten Station: „Warum reisest du selbst, wie ein Narr, ohne daß dich die Sache etwas angeht, in die Welt hinein, auf's blinde Gerathewohl?" — Auf der vierten Station speiste er zu Abend und legte sich weitere Fragen vor. Bei der Suppe: „Wenn das Fett von der Brühe geschöpft ist, was geb' ich für das warme Wasser? Wird's etwas helfen, wenn ich auch des Alfons habhaft werden sollte? Kann die Sache ungeschehen gemacht werden?" Bei den Rippenstückchen, die nicht mehr die frischesten waren: „Wär's nicht vernünftiger, zu Hause zu sitzen und etwas Besseres

zu speisen?“ Beim Salat: „Ist es nicht ein saures Geschick, Alles zu thun immer nur für Freunde, die uns am Ende zum Dank Senfpflaster auflegen oder Zwiebeln in die Augen reiben, oder mit Vorwürfen durchpfeffern? Bei dem wohlgebratenen stattlichen Hahn, den der Hungrige zerlegte: „Wäre es nicht männlicher, gerade umzukehren, und mit keckem Schnabel dem Hofrath zuzurufen, daß ich mich nicht in die Historie mischen will? Schnabel gegen Schnabel, Klaue gegen Klaue?“ — Bei der Pflaumen-Compotte, womit Omnibus seine Tafel beschloß: „Ist es nicht viel süßer, die Wohlthat, die ich dem armen Alfons erwiesen habe, in ihrer ganzen Reinheit zu lassen, als wie ein Scherge ihm nachzusetzen und ihm Verdruß zu machen?“

Die letztere Betrachtung, so frisch entsprungen dem wackern Herzen des Musterfreundes, bestimmte ihn, ohne weiteres umzukehren. — „Ich will zur Hauptstadt zurück,“ sagte er dem Posthalter: „die Person, der ich zu begegnen hoffte, kommt nicht an.“ — „Bedaure,“ hieß die Antwort: „Wenn Sie nicht etwa der englischen Dame, die vor einigen Minuten angekommen, entgegenreisen ...“ — „Nicht doch. Aber ... eine englische Dame, sagen Sie?“ — „Zu dienen, mein Herr.“ — „Das wäre vielleicht etwas für den Wilibald,“ dachte Omnibus in seiner Gutmüthigkeit: „meine Reise hätte dann doch einen Zweck gehabt; ich hätte meinem Freunde den wichtigsten Dienst geleistet.“ Er fuhr, zum Posthalter redend, fort: „Jung? hübsch? verheirathet?“ — „Das reizendste Gesicht, so viel ich sehen konnte,“ erwiederte der Posthalter: „anständig jung, unverheirathet, wie ich von der Kammerjungfer hörte, reich, wie es scheint. Ein schöner Wagen, ein Bedienter, der die Kasse führt, viel Gepäck.... Auch diese Dame will die Nacht hindurch fahren, und weiter gehen, sobald sie ihren Thee genommen.“ — „Charmant. Wenn ich wüßte, ob sie vielleicht gegen Ersatz der Kosten meine Gesellschaft

acceptiren würde?" — „Warum nicht? Ich will fragen gehen. Wenn ich sage, daß sie schnell abzureisen wünschen, daß aber keine Pferde mehr vorhanden, so dächte ich doch ..." — „Sie sind ein Goldmann; gehen Sie." — Die Hände reibend, lächelnd, alles Andere vergessend, ging Omnibus auf und ab, und sagte hundertmal, das Kinn gefällig streichelnd: „Der gute Wilibald ... wird er sich freuen oder nicht? ... Gott stehe der Bestie, dem Lion, bei, wenn ich reussire; und ich reussire gewiß, denn mich juckt das rechte Auge, mir klingt's im rechten Ohr, und mein Daumen ist so lebendig, als möchte er Geld zählen."

„Alles in Richtigkeit," schrie der Postmeister in die Thüre. „Die Dame sehr erfreut, Gesellschaft zu finden ... sie kömmt die Treppe herunter, sie steigt ein ... geschwinde, lieber Herr, und viel Glück, wenn ich es zu wünschen mich unterstehen darf." — Omnibus besah mit wahrem Vergnügen die schlanke, mit dem rosigsten Gesicht begabte Dame, deren hübsche Gestalt von tausend überflüssigen Reiseverhüllungen nicht versteckt werden konnte. Er machte sein Antrittskompliment vortrefflich, half beim Einsteigen auf's Höflichste, und fuhr, das Gespräch augenblicklich anknüpfend, mit der holden Insulanerin im bequemsten Wagen der Erde seiner Heimath zu. — —

Nachdem er daselbst angekommen, fröhlich den Staub der Reise von sich gewischt, und seinen eleganteſten Frack angelegt, eilte er schnurgerade zum Freund Wilibald. Er staunte, bei demselben alle seine Freunde, den Hofrath nicht ausgenommen, versammelt zu finden. Sie tranken, sie waren fröhlich, sie umarmten sammt und sonders ihren Omnibus; alle Mißverständnisse hatten sich in völlige Harmonie aufgelöst. Der Herzog, der am vorigen Tage durchgereist war, hatte den Schwiegervater seines Hofmalers zur Raison gebracht; Ghiribizzi, der am Ziel seiner Reise erfahren, daß nie ein Pompejani existirt habe und daß er betrogen worden, hatte den Argwohn, den er anfänglich

auf Omnibus geworfen, beseitigt, nachdem er inne geworden, wie ehrlich der letztere in seiner Abwesenheit an seinem Sohne gehandelt. Zudem war der Maestro vom Glück begünstigt worden, indem er seiner Laura in der Universitätsstadt begegnet war, und sie im Triumph — per Eilwagen natürlich — in die Residenz hatte einführen dürfen. Die reiche Partie des Sohns hatte sein Glück vollendet, und nur ein Schmerz war ihm geblieben, daß er den Galgenstrick Ladron nicht mehr vorgefunden, um ihn gebührend durchzuwalken. — Von letzterm Burschen ist nachträglich erfahren worden, daß er in früheren Jahren ein Commis in der Ladron'schen Handlung gewesen. Er hatte das Haus wegen Veruntreuung verlassen müssen, und seinen Weg nach Italien genommen, wo er allerlei Industriezweige ergriffen. Einer seines Gelichters, ein Italiener, hatte mit ihm Italien verlassen; sie hatten's zu bunt gemacht. Vor der Abreise wußte Ladron noch dem Maler Alfons, der ihm leichtsinnig Vertrauen geschenkt, eine werthvolle Lorgnette und mehrere Seidenschnupftücher listig zu entwenden. Eine schwere Kiste, worinnen sich aber nur Steine und Gerümpel befanden, hatte er sich nachschicken lassen, um gutmüthige Leute bei Gelegenheit zu plündern, was ihm mit dem braven Omnibus nur allzuwohl gelang. Es versteht sich, daß der Compagnon des Gauners die Rolle des Giangurgulo gespielt hatte, um den reichen Fisch Omnibus am Köder der Dankbarkeit desto sicherer zu fangen, weil doch nur einmal das Glück der Diebe den Pseudo-Herkules die Visitenkarte des Sängers in irgend einem Kehrichthaufen hatte finden lassen. Am allermeisten versteht sich, daß Omnibus von seinem Gelde nicht einen Heller wieder empfing.

Was lag ihm aber je daran? War doch endlich die Eintracht bei seinen Freunden eingekehrt! Ihr Glück war am deutlichsten zu lesen in *seinen* Augen. Wohlgemuth ging Omnibus von einem zum andern, stieß mit einem jeden an, beglückwünschte einen jeden. Den Wilibald zog

er jedoch bei Seite, und sprach zu ihm, funkelnd vor Freude: „Ich hab' für Dich das Schönste gefunden, das Europa trägt: ein englisches Fräulein, Miß Bridget Goldstream, eine nahe Anverwandte meines edlen Lords Flintcastle, jung genug für Leute unseres Alters, unabhängig, hochgebildet, reiselustig; vor Allem jedoch eine warme, ächte Freundin unseres Deutschland, und deutsche Männer als die vorzüglichsten der Erde achtend. Ihre kindliche Unbefangenheit gestand mir, daß sie nur einem Deutschen angehören wolle, und daß sie es ein Glück nennen würde, mit einem solchen sich zu verbinden, wenn alle Eigenschaften und Verhältnisse desselben zu den ihrigen paßten. Natürlich habe ich gleich ein Wort von Dir fallen lassen; sie hob es auf. Ein Wort gab das andere; — kurz, Dein Auftrag ist glänzend erfüllt. Miß Goldstream logirt im Drachen. Ich bin zum Thee bei ihr geladen. Ich soll Dich mitbringen, hat sie schalkhaft lächelnd während des Aussteigens gesagt. Sobald daher dieses Freundschaftsfest vorüber ... aber, was hast Du denn? Du freust Dich nicht? Du zupfst verlegen am Schnurrbart? Du trippelst ungeduldig? Reut Dich der Kuppelpelz? Behalte Deinen Lion in Gottes Namen. Mein einziger Wunsch ist, Dich glücklich zu sehen. Aber sey nicht so hölzern, und sprich ein Wort."

„Ich muß," entgegnete Wilibald mit dem Rinaldoblick, den er sich angewöhnt hatte, seit ihn die Lust angewandelt, auf den Mauern von Jerusalem Tasso's Heldengedicht zu lesen: „Deine Güte ist dankenswerth, wenn schon zerschmetternd. Wer hätte auf solche Eile in Vollziehung meines Auftrags rechnen können? Es thut mir leid, aber ich kann Deine Verhandlungen nicht unterschreiben." — „Nicht, warum nicht? Sieh doch erst, bevor .. " — „Nimmermehr. Ich bin versprochen, verlobt; vor einer Stunde habe ich Ghiribizzi's Laura meinen Ring gegeben." — Warum nicht gar!" — „Ich lüge nicht." — „Du kennst sie erst seit vierundzwanzig Stunden?" — „Deine

Engländerin kenne ich ganz und gar nicht." — „Freilich ... aber ..." — „Was soll mir die Welt ohne Laura? Sie sehen, lieben, für sie glühen, war eines Augenblicks Geschäft." — „Aber wie konntest Du, ein kluger Mann?" — „Die Liebe dringt durch den Handschuh, ist meines Schwiegervaters Lieblingswort. Schon Amarante hat mich entflammt; aber Laura ist ein Vesuv gegen ihre verewigte Schwester." — „Nun, bei Samiel und allen Geistern, ich gratulire Dir dazu. Aber, wie steht's nun mit mir? Weißt Du wohl, Du unseliger Wirrkopf, daß ich compromittirt bin? daß die Dame compromittirt ist? Weißt Du, was das auf sich hat, eine Dame zu compromittiren?"

Diese letzteren Worte sagte Omnibus mit solcher Kraft und Emphase, daß die übrigen Freunde herbeieilten und sich nach der Ursache des Streits erkundigten. Wilibald, unbesonnen genug, erzählte Alles, was Omnibus berichtet hatte, und vergebens winkte und bat der Ehrliche, daß Wilibald schweigen möchte. Die Freunde standen verwundert da. Er hat wieder etwas Schönes angerichtet," fing der Kapitän an. „Sie müssen doch Alles in Confusion bringen," fuhr der Hofrath fort. „Untersteht Euch, gegen Laura's Verbindung etwas zu unternehmen!" drohte Ghiribizzi, und hielt den künftigen Eidam am Rockknopf fest. Wilibald beschloß die Litanei mit einem übermüthigen: „Was geht mich Deine Miß oder Lady an? Heirathe sie, wer will; ich bin schon vergeben!" — Omnibus schaute sie alle im Kreise an. „Hat denn Keiner von Euch ein tröstend Wort für mich? Keiner einen Rath? Denn fürwahr, zehnmal übler ist jetzt die Geschichte, als noch vor einem Moment. Fünf Personen wissen jetzt davon, und eine derselben wenigstens wird sie ohne Gnade ausplaudern, die arme Miß vor der Stadt lächerlich, und mich verhaßt machen als einen elenden, herzlosen Spaßmacher."

Die Freunde schwiegen; nur der Kapitän sagte dumpf,

wie einst die Pythia von ihrem Dreifuß: „Will Er einen guten Rath befolgen? Heirathe Er selber die Engländerin.“

Wie aus einer Gruft zuckte ein heller Blitz in den Kopf des ängstlichen Omnibus. Er schüttelte heftig die kalte Hand des Kanonentods und sprach: „Tausend Dank! Ich glaube selbst, daß nichts anders mehr zu thun seyn wird. Ob mich aber die Miß acceptirt, ist sehr ein Andres. Guten Abend, ihr lieben Freunde.“

„Verlasse sich Einer auf die Windfahnen!“ brummte er, des „Drachen“ Spur verfolgend. Alsobald entschuldigte wieder seine Gutmüthigkeit die lieblosen Tadler: „Sind sie nicht Menschen, wie Andere auch? Bin ich nicht in der That etwas zu eilig und zudringlich mit meinen Diensten bei der Hand? Lassen wir's gut seyn.“

Es war ihm nicht gar fröhlich zu Sinn, als er in der Miß Goldstream Zimmer trat. Die Dame saß auf dem Sopha. Der Theekessel brodelte lustig. — „Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen nicht entgegenkomme,“ sagte sie erröthend: „ich bin noch müde von der Reise.“ — „Ich muß mich entschuldigen, meine theure Dame, daß ich heute so ungeschliffen an Ihrem Wagen von Ihnen Abschied genommen habe, statt Sie in Ihre Zimmer installiren zu helfen ...“ — „Schweigen Sie davon, ich bitte. Der Reisende muß gewissermaßen ein Egoist seyn. Aber — versprachen Sie mir nicht, Jemanden mitzubringen, bester Herr?“ —

„**Aut! — aut!** Entweder — oder!“ trommelte Erichs Herz, und der Mund des Tiefverbeugten sagte mit bescheidener Würde: „Ich habe mich einer Lüge schuldig gemacht, mein Fräulein. Der Mann, von dem ich Ihnen sagte — vergeben Sie mir — der Mann bin ich selbst.“

Gebückt, wie er war, sah er nicht die Verklärung, die der Engländerin hübsches Gesicht überzog. Aber mit Freuden hörte er, wie sie sprach: „Das habe ich erwartet, theurer Freund. Reichen Sie mir die Hand. Keinem

Manne gebe ich die meinige lieber, als Ihnen, der meinem Vetter Flintcastle das Leben gerettet hat, und der in jedem seiner Worte so viel Einfalt und Edelmuth ausspricht, daß an dem reichen Schatz in seinem Herzen nicht zu zweifeln ist."

Sie war aufgestanden und ihm einen Schritt entgegentreten. „Wie? werden Sie jetzt stumm seyn, nachdem ich so deutlich geredet?" fragte sie scherzhaft und ernst zugleich den glücklichen Omnibus, der vor Verwunderung nicht gleich das Wort hatte finden können. Die Consequenz des edlen Freundes, und das warme Gefühl, das er plötzlich auf seines Herzens Grund verspürte, lassen die verzögerte Antwort leicht errathen. — Das Ende von Erichs Wittwerleben war gekommen. Seine Werbung um die Brittin ist der letzte Dienst gewesen, den er einem gleichgültigen Freunde erwiesen. — Die innige Liebe seiner Brigitte, und das verständige, auf unendliche Herzensgüte gegründete Verhältniß zwischen beiden Ehegatten haben dem biedern Erich die Freunde so ziemlich entbehrlich gemacht. Dafür geht er jenen in allen Ecken ab, und sie sind noch nicht so glücklich gewesen, einen zweiten Omnibus aufzufinden.

Inhalt.

Inhalt.